97-84186-3

Horn, Rudolf

Siedelungsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika

Leipzig

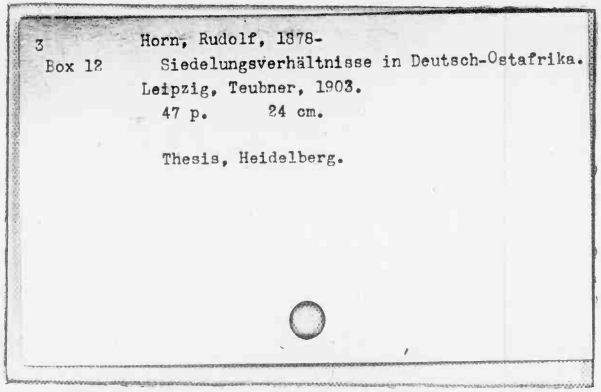
1903

97-84186-3
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED - EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD



RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 9-10-97 INITIALS: PB

TRACKING # : 27432

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

3
Box 12

SIEDELUNGSVERHÄLTNISSE IN DEUTSCH-OSTAFRIKA.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
DER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG
VORGELEGT VON

RUDOLF HORN.

DRUCK VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.
1903.

Einteilung.

Vorwort.
I. Schutzlage der Siedelungen.
II. Wasserversorgung.
III. Wirtschaftlicher Charakter.
IV. Handel und Verkehr.
V. Siedelungen der Fremden.
VI. Höhenlage.
VII. Bauart.
VIII. Befestigungen.
IX. Größe der Siedelungen.
X. Dorfanlage.
XI. Übersichtliche Betrachtung der einzelnen Landschaften nach Volkszahl und Volksdichte.

Angabe der wichtigeren Quellen.

Adams: Im Dienst des Kreuzes.
Baumann: Durch Massailand zur Nilquelle.
„ : Usambara und Nachbargebiete.
„ : Afrikanische Skizzen.
Bornhardt: Geologischer Aufbau Deutsch-Ostafrikas.
v. Götzen: Durch Afrika von Ost nach West.
Hassert: Die deutschen Schutzgebiete.
Kollmann: Auf deutschem Boden in Afrika.
„ : Der Nordwesten unsrer ostafrikanischen Kolonie.
Hans Meyer: Der Kilimandscharo.
Peters: Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet.
Stanley: Quer durch Afrika.
Stuhlmann: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika.
Volkens: Der Kilimandscharo.
Werther: Die mittleren Hochländer des nordwestlichen D.-O.-A.
Reichard: Land und Leute in Ostafrika. — Mpapua.
„ : Deutsch-Ostafrika.
Buchner: Über den Bau von Hütten im tropischen Afrika.
Dr. Kersten: Ostafrika.
Peters: Briefe aus Tanga.
Kärger: Skizzen aus Tangaland.
v. Behr: Am Rovuma.
„ : Am Rufidji.
Frobenius: Afrikanische Bautypen.
Junker: Vom Viktoria nach Bagamoyo.
Kindermann: Aus Tabora.
Baumann: Berichte aus Ostafrika.
Holst: Landbau der Wasambara. — Tangaland.
Schmidt: Der südliche Grenzdistrikt Deutsch-Ostafrikas.
Meinecke: Tanga, Pangani.
„ : Wirtschaftliche Untersuchungen in Deutsch-Ostafrika.
Werther: Erschließung von Deutsch-Ostafrika.
Graf Pfeil: Der Ochsenwagen in Deutsch-Ostafrika. — Uhehe. — Das Ulangagebiet.
Schenck: Der geologische Aufbau Deutsch-Ostafrikas.
Förster: Deutsch-Ostafrika.
Prager: Völker im Nyassagebiet.
v. Schweinitz: Die Lage am Viktoria-See.
Kamengießer: Verkehrsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika.
Widumann: Die Kilimandscharo-Bevölkerung.
v. Below: Verkehrsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika.
Eiffe Reiseskizzen aus Ostafrika.
„ Landwirtschaft im Kondeland.
Schöller: Ethnologisches aus Deutsch-Ostafrika.
Volkens: Hüttenbauten der Wadschagga.
Kirchhof: Die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas.
Bussse: Eine Steppenexpedition.
Leue: Besuch bei Mihinginia. — Morogoro.
Kirchhoff: Der Nyassa-See.
Schenck: Die Afrikaforschung seit 1884.
Schweinitz: Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden.
Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete, Berichtsjahr 1900/1901.
Deutschland und seine Kolonien. 1896.

Als Quellen dienten ferner:

Petermanns Mitteilungen.
Geographische Zeitschrift.
v. Danckelmanns Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten.
Koloniales Jahrbuch.
Kolonialzeitung.

Durch die Lektüre Stanleys, Stuhlmanns und Peters' angeregt, glaubte ich ein ziemlich ausführliches und vollständiges Bild der Siedelungsverhältnisse unsrer ostafrikanischen Kolonie entwerfen zu können. Nach meiner Ansicht mußten die vielen Reisen, die noch nach Emin Pascha ins Innere des Schutzgebiets gemacht wurden, außerdem die vielen Berichte von Beamten und Missionaren eine Fülle von Material geben über Wohnart und Volksdichte, über klimatische, wirtschaftliche, ethnologische und andere Einflüsse auf die Siedelungen der Eingeborenen. Doch Stück für Stück schwand mir diese Hoffnung im Laufe meiner Arbeit und nur ein kleiner Teil davon wurde zur Wahrheit. Wohl bringen all diese Berichte eine Menge interessante und wertvolle Dinge, aber gerade über die Siedelungen findet man sehr wenig. Meist sind es zufällig eingestreute Bemerkungen, die man sich mühsam zusammensuchen muß, häufig sogar sind diese Bemerkungen entwertet durch Anwendung unbestimmter und ganz relativer Bezeichnungen wie: volkreich, dünn bewohnt, großes und kleines Dorf u. s. w.

Nur eine kleine Anzahl von Reisenden nahmen sich die Mühe, genauere Angaben über die Niederlassungen der Bewohner Ostafrikas zu geben. Unter ihnen muß an erster Stelle Baumann genannt werden, dessen Angaben die besten sind, nicht dadurch, daß er vielleicht besser und genauer beobachtet hat als andere Reisende, sondern weil er uns immer zugleich Zahlen gibt und mit diesen Zahlen, die Art der Zählung oder Schätzung, durch die er seine Zahlen errechnete.

Leider ist gerade das letztere sehr zu vermissen in dem Werk von Peters „Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet". Das ganze statistische Material in diesem Buch ist ohne eigentlichen Rückhalt, da jede Angabe über die Art der Berechnung oder Schätzung fehlt.

Der größere Teil der Zahlen im Schlußkapitel dieser Arbeit ist aus Peters entnommen, da sonst kein Werk existiert, das eine umfassende Statistik hierüber enthält.

Wo in einzelnen Landschaften andere Angaben entgegengehalten werden konnten, suchte Verfasser nach Möglichkeit die besser begründeten heraus, oder stellte beide nebeneinander. Diese Angaben gehen aber deshalb schon weit auseinander, weil zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Ansichten über die Grenzen dieser Landschaften bestanden.

Welches Vertrauen die angegebenen Zahlen überhaupt verdienen, ist aus der Tatsache zu entnehmen, daß die Schätzungen der Gesamtvolkszahl von 3000000 bis 6000000 schwanken.

Immerhin dürften die meist sehr roh erhaltenen Werte für die Volksdichte in kleineren Teilen zu einer vergleichenden Betrachtung dieser Gebiete genügen.

Viel größer ist das Material über die allgemeinen Siedelungsverhältnisse, wenngleich dieses auch nur lückenhaft blieb. Dieses, nach einzelnen Punkten geordnet, möglichst übersichtlich zusammenzustellen mußte zuletzt mein Hauptbestreben bleiben. Dieser Teil der Arbeit ist auch der weitaus größere, während das zahlenmäßige Material im Schlußkapitel mehr einen Anhang bildet.

Deutsch-Ostafrika bildet ein ausgedehntes Hochland, beinahe zweimal so groß als das Deutsche Reich. Ein schmaler Streifen an der Küste ist Tiefland, gleich dann fängt es an zu einer Hochfläche von durchschnittlich 1000 m Höhe anzusteigen.

Nur im Nordosten haben wir größere Gebirge, sonst sind kleine Erhebungen einzeln über das Gebiet zerstreut, im Osten häufiger als im Westen, in der Mitte selten. Die Hochfläche wird von Norden nach Süden von mehreren großen Grabensenkungen durchzogen, von denen der große zentralafrikanische Graben die Westgrenze mit bildet. In diesen Grabensenkungen liegen auch die vielen großen und kleinen Seen, die in unser Gebiet gehören.

Vorherrschend sind Südost- und Nordostwinde. Diese geben beim Ansteigen an den Rändern des Hochlands viel Feuchtigkeit ab. Dann streichen sie über die ziemlich ebene Fläche dahin, nur bei besonderen Erhebungen zu weiteren Niederschlägen veranlaßt. Außerdem geben sie an den Westrändern der großen Einsenkungen wieder Regen. Die übrigen Teile der Hochfläche werden von ihnen nicht befeuchtet, sondern nur durch die regelmäßig wiederkehrenden Zenitalregen. Die Hochfläche wird also eine von der jährlich eintretenden Regenzeit scharf getrennte Trockenzeit haben. Der gebirgige Nordosten sowie die Küste haben dagegen das ganze Jahr hindurch Regen.

Außerdem sind die nächsten Umgebungen der großen Seen mit genügendem Niederschlag versehen.

Der tropischen Lage entsprechend sind kleine jährliche, dagegen größere tägliche Temperaturschwankungen zu verzeichnen.

Der Boden ist meist Granit oder Gneis, deren Verwitterungsprodukte einen fruchtbaren Ackerboden geben. Seltener trifft man weniger fruchtbaren Sandboden. An der Küste haben wir einen Streifen Kalkboden. Den besten Ackergrund geben die vulkanischen Gesteine ab, so finden wir im Kilimandscharogebiet das fruchtbarste der ganzen Kolonie.

Wo entsprechende Wasserversorgung vorhanden ist, ist der Pflanzenwuchs üppig und kräftig. Nie fehlt er ganz, selbst in den trockensten Steppen ist immer noch Gras. Wir unterscheiden auch Baum-, Busch- und Grassteppen. Zusammenhängende größere Wälder sind im Nordwesten des Gebiets, sonst trifft man überall in gut bewässerten Gegenden kleinere Wälder von Kokospalmen. Die Hauptprodukte des Landbaus sind Reis, Mais, Mtama, daneben Bohnen u. a. Durch die Europäer werden jetzt alle Arten europäischer Feldfrüchte verbreitet.

Die Bewohner waren ursprünglich reine Bantu. Doch haben sich viele fremde Völker mit ihnen vermischt.

In den letzten Jahrhunderten war das ganze Gebiet der Schauplatz fortdauernder Kämpfe mit zwei gleichzeitig von Norden und Süden her eindringenden Feinden.

Von Norden her drangen die hamitischen Massai raubend und mordend tief in das Land ein, von Süden taten dasselbe die den Sulu verwandten Masitu oder Mafiti.

Das Vernichtungswerk dieser Völker unterstützten seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die Araber, indem sie Ostafrika zum Hauptschauplatz ihrer Sklavenjagden machten.

Welche schweren und nachhaltigen Folgen diese Kämpfe für die Bewohner hatten, zeigt ein nur oberflächlicher Blick auf ihre Siedelungsverhältnisse.

I.

Wie bei allen Naturvölkern, so ist auch bei den Völkern des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiets die natürliche Schutzlage vorherrschend in den Siedelungen.

Jedem, der sich auch nur oberflächlich mit den Siedelungsverhältnissen dieses Landes beschäftigt, muß diese Tatsache zuerst auffallen, da sie eine fast allgemeine Verbreitung zeigt. Es ist ein bedeutender Beitrag zu dem großen Kapitel vom Kampf ums Dasein, der sich bei diesen Betrachtungen vor unserm Auge entrollt.

Dieses Hervordrängen der Schutzlage findet in der schon oben angedeuteten Geschichte des Gebiets seine hinreichende Erklärung.

Jahrhunderte lang der Schauplatz heftiger innerer Kriege, die die Macht der einzelnen Staatswesen bedeutend schwächten, wurde es eine Beute feindlicher, eindringender Völkerschaften. Von Norden waren nomadische Hirtenvölker, die hamitischen Massai eingedrungen, während im Süden die den Sulu verwandten Masitu oder Mafiti immer mehr Boden gewannen. Dazu kamen im 19. Jahrhundert noch die Araber, die seit langem schon an der Küste saßen, wohin ihnen die Eingeborenen ihre Produkte, vor allem das wertvolle Elfenbein brachten. Mit der Zeit setzten sie sich auch im Innern fest, gründeten Niederlassungen und gewannen einen bedeutenden Einfluß. Gestützt auf ihre Macht durchzogen sie das ganze Gebiet, aber nicht mehr nur Elfenbein, sondern auch Sklaven suchend. Bald war Ostafrika das beste Gebiet für die Sklavenjagden der Araber. Dabei wurden sie unterstützt von einigen einheimischen Machthabern, die ihnen ihre Kriegsgefangenen verkauften. Da dies Geschäft sich sehr lohnend erwies, führten diese zuletzt nur noch Krieg, um Gefangene zu erhalten.

Unter diesen Verhältnissen, die lange Zeit über dem Lande walteten, bildete sich die jetzt allgemein verbreitete Schutzlage der Siedelungen aus.

Heute ist dieser Ausbreitung eine Grenze gesetzt, denn seit der Besitzergreifung durch das Deutsche Reich haben Sklavenhandel sowohl als innere

Feinden ein Ende. Bereits macht sich ein Rückgang in dieser Beziehung deutlich fühlbar.

Die Schutzlage ist hauptsächlich auf folgende Fälle beschränkt:

1. Das Aufsuchen unzugänglicher Höhen in Gebirgsländern.
2. Die durch Flüsse gebildete Lage auf Flußinseln oder an Flußschlingen.
3. Das Verstecken der Siedelungen im Wald oder Busch.

Einige vereinzelt auftretende Erscheinungen werden nachträglich erwähnt werden.

In Gebirgsländern suchte man natürlich den Schutz der höher gelegenen Gegenden auf, denn die Höhenlage gibt nicht nur bessere Übersicht über die Umgebung, so daß man gegen Überfälle sicherer ist, sondern sie erschwert auch dem Feind den Angriff, während die Verteidigung von oben her bedeutend erleichtert ist.

So treffen wir in den Gebirgsländern von Usambara und Pare die Hauptsiedelungszone auf den Hängen und Kämmen des Gebirges, während die tieferen Gegenden und die Täler sehr wenig, meist gar keine Siedelungen zeigen.

Ganz verwegen kleben die Dörfer häufig an den steilen Hängen, aus der Tiefe Vogelnestern vergleichbar.

Während aber in Usambara die Niederlassungen sich von den Gebirgsrändern weg mehr ins Innere ziehen, wohl um vor den Augen der Feinde versteckt zu sein, liegen die Hütten der trotzigen und kriegerischen Wapare mit Vorliebe auf den erhöhten Rändern, auf Kämmen und Abhängen, weit hinaus in die Steppe schauend, von sicherer Höhe aus.

Wie kühn die Siedelungen in die Höhe gebaut sind, zeigt folgende Beschreibung eines Dorfes aus Usambara, von der Baumann*) allerdings erzählt, es sei das Tollste, was er je von der Art gesehen habe.

„Aus prachtvoller Hochweide erhebt sich ein wilder zackiger Felszahn, nur auf einer Seite auf stark befestigten Gängen erreichbar. Er bietet eine etwa um 30° geneigte Fläche dar, auf der das Dorf Kwa Schihui steht. Auf dem höchsten Punkt, dicht neben dem steilen Abfall, steht die Hütte des Häuptlings. Das ganze Nest besteht aus etwa 40 Hütten. Für Viehzucht ist es viel zu steil, doch gleich dahinter liegt prächtige Weide mit vielem Vieh."

Viele dieser Dörfer liegen so auf den Felsen, daß sie zum Teil nur auf Leitern erreichbar sind. Bis zu 1900 m und 2000 m hoch gehen diese Siedelungen. Ihr Vieh haben die Bewohner teilweise aus der Tiefe mit hinauf gerettet, das meiste war den Massai in die Hände gefallen. Deshalb finden wir in einzelnen Gegenden des Paregebirges und besonders am Kilimandscharo das System der Stallfütterung. Alle treiben jedoch Ackerbau, der auf dieser Höhe viel kümmerlicher ist, als in den fruchtbaren Tälern.

Ähnliche Verhältnisse finden wir auch in den Ulugurubergen, dem Bergland von Nguru, teilweise auch in den Ussagarabergen. Ebenso verhalten sich die steilen Ufer an den großen Seen. Diese sind aber keine Berge, sondern die

*) Baumann, Usambara und Nachbargebiete.

bei den großen Grabensenkungen stehen gebliebenen Horste. Auch da sind vorwiegend die Höhen, die Ränder der gegen den See steil abfallenden Plateauflächen bewohnt, als das direkt am Ufer liegende flache Gebiet.

Hier wirkt zwar noch die teilweise Unfruchtbarkeit dieser Uferstrecken, sowie das Ungesunde sumpfiger Niederungen mit, doch dürfen wir auch das Schutzbedürfnis wohl als ausschlaggebende Ursache betrachten. Am Viktoria-See sowohl wie am Tanganjika und Nyassa finden wir große Strecken, wo nur die Höhen der Ufer bewohnt sind. Am Nyassa liegen die Dörfer auch an den Hängen des Randes. Die Felder liegen nahe dabei und können ihrer Steilheit wegen oft nur mit Lebensgefahr bebaut werden. Am Nordende des Sees bauen die fleißigen Kondeleute die Hänge künstlich in eine Terrassenlandschaft um durch Aufsetzen von Steinmauern, damit durch die Regen der fruchtbare Boden nicht in die Tiefe geschwemmt wird.

Eine eigenartige Schutzlage bildete sich im Südosten des Viktoria-Sees aus, in Ussukuma, Uschaschi und den benachbarten Gebieten teilweise noch. In einiger Entfernung vom See geht das Land in eine leicht gewellte Hügellandschaft über. Viele dieser Hügel tragen auf ihrer Kuppe romantisch durcheinander liegende Gruppen von Granit- und Gneisfelsen. An diese Felsgruppen lehnen sich die Dörfer mit Vorliebe an, bauen sich auch teilweise zwischen die Felsen hinein, in einzelnen Fällen auf geeignete Felsen hinauf. Erstens haben sie von oben aus gute Fernsicht und Umschau, ferner sind die Dörfer leicht zu verteidigen und die Zwischenräume bieten gute Schlupfwinkel. Manchmal werden diese Felsgruppen direkt als Versteck für die Siedelungen benutzt. In Ngoroïne, der nördlichsten Landschaft von Uschaschi, liegt ein Dorf so in eine Schlucht zwischen Felsen eingekeilt, daß es nur von einer Seite durch einen schmalen, leicht zu verteidigenden Zugang erreichbar ist.

In der Landschaft Meatu, sowie in Ussandani treffen wir dieselben Granitfelsen auf Hügelkuppen, und auch da werden sie in ähnlicher Weise zum Schutz der Siedelungen ausgenützt.

Eine ganz andere Art natürlichen Schutzes bieten häufig die Flüsse dar. So bildet zum Beispiel der Pangani auf der Strecke südlich und westlich von Usambara viele Inseln. Diese Inseln, die einen fruchtbaren Boden haben, werden mit Vorliebe zu Siedelungen ausgewählt, da die Massai des Bootfahrens völlig unkundig sind. So liegen die Orte Korogwe, Buiko und viele andere auf solchen Panganiinseln. Mit dem Ufer ist ein solcher Ort durch eine Holzbrücke verbunden, deren letztes und vorletztes Joch Abends weggezogen wird, um den Übergang während der Nacht zu sperren.

Ebenso bilden der Rufidji und der Rovuma solche bewohnte Inseln, bei ersterem von Fischern, bei letzterem von Ackerbauern bewohnt.

Gleichfalls bevorzugt ist bei den Flüssen die Lage an Flußschlingen, besonders an den weit in den Fluß vorspringenden Landteilen, von denen aus ein großes Stück des Flusses übersehen werden kann. Auch ist dieser an solchen Stellen leicht zu sperren und zu überschreiten. Diese Erscheinungen sind meist nur im Norden zum Schutz gegen die der Schiffahrt unkundigen Massai.

Wir kommen damit zur dritten Gruppe der Schutzlagen, zur versteckten Lage. Schon oben sind einige solche Fälle erwähnt worden, z. B. daß in Usambara die auf der Höhe gelegenen Orte sich mehr in das Innere des Gebirgslandes ziehen, um von der Ebene aus nicht so leicht bemerkt zu werden, ferner daß in Ussukuma und Uschaschi viele jener wildromantischen Felsgruppen als Verstecke für die Siedelungen gewählt werden.

Hier wäre dann zunächst eine Erscheinung zu nennen, die mit der Schutzlage auf den Bergen in direktem Widerspruch steht. Wir finden nämlich westlich des Viktoria-Sees und im Süden, besonders in der Landschaft Ugogoro in Uhehe und im Bundaliland das Gegenteil der bisherigen Schutzlage, nämlich das Prinzip, in den Tälern und Mulden Schutz zu suchen, wo man dem Auge des Feindes eher zu entgehen hofft.

Wir glauben dies teilweis dadurch erklären zu können, daß die Gegenden mit stark ausgeprägter Höhenschutzlage, besonders der Nordosten des Schutzgebiets und der Osten des Viktoria-Sees ganz im Gebiet der Massai waren, und nur von diesen zu fürchten hatten. Die Massai sind aber ein Steppenvolk, das nie in die Gebirge ging, sondern mit seinen Herden in der Ebenen blieb, so daß die Lage im Gebirge genügenden Schutz bot.

Im Gegensatz sind die Mafiti im Südosten und die Wangoni im ganzen Westen eifrige Ackerbauer, beide der Sulufamilie angehörend. Sie kamen auf ihren Wanderungen öfters in gebirgige Gegenden und scheuten sich vor den Höhen nicht, so daß vor ihnen das Verstecken ein besserer Schutz war, als das Aufsuchen schwer zugänglicher Höhen.

In Waldgebieten bietet natürlich der Wald den besten und einfachsten Schutz. So finden wir in allen Waldgebieten des Schutzgebiets die Siedelungen in den Wald hineingebaut. An der Küste liegen viele Orte in Bananenpflanzungen, die oft nur zu diesem Zweck angelegt werden.

Dasselbe geschieht in den flachen Gegenden südwestlich des Viktoria-Sees, wo fast jede Siedelung in einem Bananenhain steht.

Bei Reisen im Waldgebiet trifft man öfters auf Stellen, an denen früher Siedelungen standen, und die deutlich an der Rodung erkennbar sind. In Usegua werden die Rodungen am Waldrand vorgenommen, so daß noch ein dünner Waldsaum zwischen der Siedelung und dem waldfreien Land liegt.

In einigen Gegenden, wie z. B. im Panganital, bei Usambara, findet man große Dornbüsche, die sich oft mehrere Kilometer weit ausdehnen.

In diesen Dornbüschen kann man ebenfalls bewohnte Rodungen finden, die, von dichtem Gestrüpp auf große Strecken umgeben, nur wenige schmale, gut bewachte Zugänge haben, deren Mündungen versteckt liegen und nur dem Eingeweihten kenntlich sind.

An Flüssen bietet der Uferwald im allgemeinen das gesuchte Versteck. An Orten, wo der Feind den Fluß befährt, ziehen sich die Siedelungen entweder in den Uferwald oder hinter ihn zurück.

Auch an den Seen sind die Wälder als Versteck beliebt, für die Orte besonders, die nahe am Ufer liegen. Aus Uschaschi wissen wir, daß die Dörfer am Seeufer sämtlich in Bananenwäldern liegen. Eine kurze Strecke des Ufers ist von Fischern bewohnt, die ihre Hütten dicht ans Wasser bauen

und sie nach beiden Seiten und nach hinten zu durch Gebüsch verdecken, daß sie dem Fremden niemals auffallen. Zu diesem Zweck ist Papyrusdickicht besonders beliebt.

Die Landungsstädte an den Seen ziehen die Nähe eines Gebirges vor, das ihnen den Rücken deckt. So liegt Udjidji am Tanganjika derart, daß in seinem Rücken das dicht anliegende Gebirge einen Halbkreis bildet. Ähnlich liegt Karema und die Stadt Kagungas.

Eine bei den Völkern Polynesiens stark verbreitete Schutzlage, das Pfahldorf, hat hier nur ganz geringe, lokale Verbreitung. Dabei kann man in nur einem Falle direkt nachweisen, daß das Schutzbedürfnis der Anlaß zu dieser Siedelungsform gewesen ist. Die Fälle, die uns bekannt sind, sind folgende:

Am oberen Mlagarassi ist ein Dorf mitten im Wald auf Pfählen erbaut, zum Schutz gegen wilde Tiere; es ist das südlichste Dorf von Urundi. Es steht also nicht im Wasser, sondern auf dem festen Waldboden und verdient deshalb die Bezeichnung Pfahldorf im gewöhnlichen Sinne nicht. Doch ist es auch kein Zaundorf, denn es ist auf regelrechten Pfählen erbaut.

Einen ähnlichen Fall erzählt Graf Pfeil aus dem Sumpfgebiet des Ulanga. Dorthin hat sich eine kleine Kolonie der vor den Wahehe geflüchteten Eingeborenen zurückgezogen. Sie leben auf kleinen, sehr fruchtbaren Inseln, die so niedrig sind, daß sie vom geringsten Steigen des Flusses überflutet werden. Die Bewohner sind deshalb zu Pfahlbauten gezwungen, die auch wegen der schlechten Dünste über den Sümpfen vorzuziehen sind.

Allein wegen des zuletzt angegebenen Grundes finden wir auch Pfahldörfer im Delta des Rufidji. Die Hütten stehen auf Plattformen, die sich 3 m über den Wasserspiegel erheben. Sie bilden immer nur kleine Komplexe.

Der letzte Fall von Pfahlhütten ist der am Ostufer des Nyassa-Sees. Hier tritt eine Strecke weit der Steilabfall des Grabenrandes so nahe ans Ufer, daß der Platz für eine Dorfentwicklung nicht ausreicht, weshalb die Hütten teilweise im See stehen.

Hier dürfen wir als Grund auch die stete Bedrohung durch die benachbarten Wangoni annehmen, die für das ganze Gebiet eine Quelle der Angst und des Schreckens bilden.

II.

Ein zweiter bedeutender Faktor bei der Betrachtung von Siedelungen ist das Klima des Landes und die Wasserversorgung.

Wir wollen uns deshalb das Klima übersichtlich betrachten.

Das ganze Gebiet ist eine Hochfläche von durchschnittlich 1000 m Höhe, die gegen die Ostküste in mehreren Stufen abfällt und nur einen schmalen Saum zwischen ihrem Fuß und der Küste läßt.

Diese Hochfläche überragen einige Gebirgsländer wie Pare, Usambara, Unguu, Uluguru, die kleineren Hochländer von Uhehe und Ugogo und manche andere unbedeutende Erhebung. Auch einige vulkanische Berge, vor allem der Kilimandscharo sind zu nennen. Außerdem wird das ganze Gebiet von

mehreren großen Grabensenkungen, die fast alle von Nord nach Süd ziehen, durchzogen. In diesen Grabensenkungen, die meist sehr steile Bruchränder haben, liegen die großen Seen des Kontinents, von denen der Viktoria-See, der Tanganjika, der Nyassa-See zum Teil deutsch sind.

Ferner gehören noch der Rikwa-See, der Manyara, der Natron-See und zahllose kleinere Becken in unser Gebiet.

Das Innere des Landes steht unter der Herrschaft der Passatwinde, und zwar ist im Nordwinter Nordostpassat, im Nordsommer Südostpassat. Die Küste gehört noch ins vorderindische Monsungebiet und hat deshalb häufige Südwestwinde.

Wenn der Wind von Osten her ins Land streicht, gibt er einen großen Teil seiner im indischen Ozean angenommenen Feuchtigkeit an den Ostabhängen des Hochlandes ab. Im Innern findet er dann meist eine flache Steppe vor, über die er ungehindert hinstreichen kann, ohne Niederschläge abzugeben. Nur an den aufgesetzten Gebirgsländern wird ihm seine Feuchtigkeit entrissen, und hier haben wir dann die gut bewässerten Kulturgebiete. Dies sind vor allem wieder Usambara, Pare, der Kilimandscharo, Meru, Gurúberg und die Ränder der Hochflächen von Ugogo und Uhehe, das Gebiet von Ussagara, der Uluguruberge und Nguru. Auch westlich des Viktoria-Sees haben wir ein gut bewässertes Gebiet, Urundi, Uha, Ruanda, Kisiba und zum Teil auch Karagwe. Wenn der Wind über den See streicht, erhält er neue Feuchtigkeit, und diese gibt er beim Ansteigen auf der Westküste leicht wieder ab.

Die übrigen Gebiete, vor allem die ganze Mitte des Landes, sind fast vollständig Steppe, die nur auf die Zenitalregen angewiesen ist.

Diese Regenzeiten fallen im Innern des Landes so nahe zusammen, daß sie nur eine einzige Regenzeit ausmachen, während an der Küste zwei deutlich voneinander getrennte Regenzeiten, eine größere und eine kleinere stattfinden.

Während der Regenzeit hat das ganze Land einen Überfluß an Wasser, während einige Tage später dies nur noch in den bevorzugten Ländern in genügender Menge vorkommt. Zu diesen bevorzugten Ländern gehören nun aber auch jene Gebiete, die einen durchlässigen Boden haben, der ihnen das Wasser zurückhält und nur langsam als Quelle wieder abgibt, bis die nächste Regenzeit wieder Überfluß bringt.

Die andern Gebiete sind sehr stiefmütterlich behandelt. Auf den Hochländern von Ugogo und Uhehe sind Gebiete, deren Bewohner das Wasser der Regenzeit in großen selbstgegrabenen Löchern auffangen. Hier soll es sich über die Trockenzeit halten. Ist diese einmal besonders heiß, oder tritt die Regenzeit etwas spät ein, so kann es vorkommen, daß das Loch austrocknet. Dann müssen die Umwohner täglich oft stundenweit gehen, um sich in andern Tümpeln Wasser zu holen, das sie häufig erst noch erkämpfen oder um teuern Preis von den Besitzern kaufen müssen.

Nun gibt es aber noch ganz ausgedehnte Gebiete, die während der Trockenzeit gar kein Wasser haben, mit Ausnahme vereinzelter Seebecken und kleiner Creeks, die sich im Sand verlaufen.

Wir können danach das ganze Innere des Landes in drei Klassen teilen:

1. Reich bewässerte Gebiete.
2. Genügend bewässerte Gebiete.
3. Steppengebiete.

Nach diesen Gebieten richtet sich auch im allgemeinen die Besiedelung. Wir können die erste Klasse die Gebiete dichter Besiedelung nennen. Es gehören hierzu vor allem die Gebirgsländer, die schon mehrmals aufgezählt wurden, und das Gebiet der Wakonde.

Die zweite Gruppe umfaßt die Gebiete mittlerer und mäßiger Besiedelung. Die östlichen Viktoria-Seeufer, das ganze Unjamwesi, der Osten des Nyassa und Tanganjika, die Hochflächen von Ugogo und Uhehe.

Die dritte Gruppe umfaßt den Rest, die Steppengebiete, vor allem die große Massaisteppe, die nur eine ganz geringe Bevölkerung, streckenweise gar keine haben.

Diese geringe Bevölkerung lebt schweifend in der Steppe. Zur Trockenzeit sammeln sich kleine Gruppen an irgend einem Ort, der infolge eines günstigen Umstands etwas Wasser zurückhält. Andere ziehen sich an den Rand der Steppe zurück.

Bei der ganzen Betrachtung haben wir die Küste außer acht gelassen, weil hier die Niederschlagsverhältnisse vor andern Umständen zurücktreten. Doch hat sie, wie schon erwähnt, reichliche Niederschläge und ist ebensowohl der Feuchtigkeit als der Besiedelung wegen zur ersten Klasse zu rechnen.

Im einzelnen müssen wir bemerken, daß in den Gebirgsländern die Frage der Wasserversorgung oft vor der Notwendigkeit geschützter Lage zurücktreten muß. So gibt es in Nordpare einige Dörfer, die so hoch im Gebirge liegen, daß sie täglich ihr Wasser von unten herauf holen müssen. Auch anderwärts, an den Rändern der Hochfläche von Ugogo trifft man diese Lage.

Ähnlich sind die Verhältnisse auf vielen von den der Küste vorgelagerten Inseln, deren Bewohner oft täglich aufs Festland fahren, um sich ihren Bedarf an Wasser zu holen. Aber auf ihren Inseln leben sie sicher und können in Ruhe ihre Felder bauen.

In den weniger wasserreichen Gegenden findet natürlich eine Verdichtung der Siedelungen um die etwa vorhandenen Wasserbecken, vor allem die Flüsse, statt. Von diesen Wasserbecken sind diejenigen mit salzigem Wasser auszuschließen, so der Rikwa-, Natron-, Manyara- und Eyassi-See.

Da die Karawanenstraßen sich natürlich in trockenen Gegenden möglichst an die vorhandenen Tümpel anschmiegen, so entstehen hier auch viele kleine Niederlassungen. Auf diese kommen wir bei späterer Gelegenheit zurück.

Über einen sanitären Einfluß des Klimas auf die Siedelungen ist wenig zu sagen. Der Eingeborene, der in ungesunden Gegenden lebt, ist ziemlich immun gegen das Fieber. Die Küste ist allgemein ungesund. Auch auf dem Hochland ist es für Europäer nicht ganz ungefährlich, es liegen deshalb heute alle Stationen und Missionen, wenn nur irgend möglich, in fieberfreier

Höhe. Aber erst nach mancher bittern Erfahrung hat man dies allgemein eingerichtet. Fälle, daß Eingeborene sanitärer Rücksichten wegen besondere Siedelungserscheinungen zeigen, sind wenig bekannt. Allgemein ist nur zu sagen, daß das Zurückgehen aus der Höhenschutzlage, das heute überall konstatiert wird, in ungesunden Strichen beeinträchtigt ist durch die Empfindlichkeit der lange in der Höhe gewesenen.

Sonst trifft man die gegenteilige Erscheinung, daß Siedelungen des Schutzes wegen sich in sumpfige ungesunde Gegenden zurückziehen, eher an. Solche Siedelungen sind am obern Pangani an einer Stelle, und in den Sümpfen des obern Ulanga, wo es allerdings Pfahlbauten sind, wegen der schlechten Dünste. Aus demselben Grund leben die Fischer in der Rufidjimündung ebenfalls auf Pfahlbauten.

III.

Zur Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse ist es von Vorteil, das Küstengebiet für sich zu behandeln. Daraus ergibt sich aber die Notwendigkeit, auch über Handel und Verkehr, der doch eigentlich nur an der Küste ein scharfes Gepräge hat, gesondert zu urteilen. Es ist deshalb daraus ein eigenes Kapitel entstanden, das diese Beziehungen behandelt. Darin wird dann auch die Küste eingehender besprochen werden, denn ganz scharf läßt sich die Trennung nicht durchführen.

Vor dem Übergang zu den eigentlichen wirtschaftlichen Verhältnissen ist noch ein Umstand zu erwähnen. Bei der stark ausgeprägten Schutzlage und den weitverbreiteten Befestigungen der einzelnen Siedelungen könnte man versucht sein, ein Vorkommen von Festungen anzunehmen. Dies wäre aber falsch, denn es gibt nur einen Fall, in dem wir von einer Festung reden können, d. h. von einem als Stützpunkt der Streitkräfte eines größern Bezirks ausgeführten festen Platz. Dies war das Quikuru des Wanyamwesihäuptlings Sikke, das von den Deutschen erstürmt und zerstört wurde. Bei Gelegenheit der Befestigungsarten werden wir noch einmal darauf zurückkommen.

Auch die 1894 erstürmte Hauptstadt der Wahehe, Iringa, war keine Festung, sondern sie hatte nur im Laufe der Zeit durch stetes Wachsen der Bevölkerung mehrere befestigte Umwallungen erhalten.

Das Prinzip, die Dörfer und Einzelsiedelungen stets nach Möglichkeit gegen feindlichen Angriff widerstandsfähig zu machen, ist ganz allgemein verbreitet, wurde aber außer in dem oben genannten Fall nie überschritten, um besondere Waffenplätze oder Verteidigungsstellungen anzulegen.

Für unsere weitern Betrachtungen legen wir uns nun folgende Einteilung zu Grunde:

1. Industrie.
2. Fischfang und Jagd.
3. Ackerbau und Viehzucht.

Über die ersten zwei Arten können wir rasch hinweggehen. Die Industrie ist eine sehr unentwickelte und ist im allgemeinen Nebenbeschäftigung.

Töpferei und Flechterei treibt jedermann für sich, nur im fernsten Westen, in Ruanda treffen wir ein Dorf, das ganz von den zwergartigen Wahwa bewohnt ist, die nur Tonwaren verfertigen und Nahrungsmittel dafür eintauschen. Etwas wichtiger ist die Eisenverarbeitung, die in Pare, in den Dschaggaländern und in Usindja sehr viel getrieben wird. In Pare und im Dschaggagebiet wohnen die Schmiede am Waldrand in kleinen offenen Hütten, in Usindja sind sie ebenfalls in offenen Hütten außerhalb der Dorfumzäunung, wohl wegen der Feuersgefahr.

Fabriziert werden Waffen und eiserne Hacken zum Ackerbau. Letztere, besonders die aus Usindja, sind ein weitverbreiteter Handelsartikel. Daß diese Industrien an die Stellen natürlichen Erzvorkommens gebunden sind, braucht eigentlich kaum gesagt zu werden.

An der Küste haben sich durch Verarbeitung der Bodenprodukte schon Anfänge einer höhern Industrie gezeigt. Z. B. bei Pangani finden wir den Fluß aufwärts überall Zuckerrohrplantagen mit daran anschließenden Fabriken. Überhaupt ist durch die Europäer in den letzten Jahren die Industrie an der Küste bedeutend entwickelt worden.

Fischfang ist ein an der Küste und den Flüssen ziemlich verbreiteter Beruf, oder besser gesagt, eine Ernährungsart. Die vielen kleinen Orte an der Küste, sowohl als die kleinen vorgelagerten Inseln, haben alle eine fischfangende Bevölkerung, die aber nebenher auch ihre Felder bebaut. Auf den Flüssen wird der Fischfang auch meist neben Ackerbau betrieben, doch wird uns z. B. vom Rufidji gemeldet, daß er viele Inseln bildet, die vorzüglich von Fischern bewohnt seien. Daß diese Fischer die Inseln bewohnen, ist jedenfalls mehr eine Folge des Schutzbedürfnisses als der Berufsart, denn fischen können sie auch vom Ufer aus. Die Pfahlbewohner am Rufidjidelta sind ebenfalls Fischer, von denen aber behauptet wird, sie wohnten nur deshalb auf Pfählen, um den schädlichen Ausdünstungen des Wassers zu entgehen.

Es bleibt uns jetzt noch die Jagd, ehe wir zu den wichtigern Berufsarten übergehen. Sie wird von den Eingeborenen im ganzen wenig ausgeübt. Wir haben nur ein Volk, das von der Jagd lebt, und das sind Verwandte der Massai, die Wandorobbo, die in der Steppe nomadisch leben und gar keine Bedeutung haben. Hierher gehören auch die im Dienst der Araber stehenden Elefantenjäger, die aber feste Wohnsitze haben und von da aus auf die Jagd ziehen. Heute, wo die Elefanten auf ganz kleine Gebiete beschränkt sind, hat die Zahl der Elefantenjäger auch sehr abgenommen. Besondere Siedelungserscheinungen bieten sie nicht.

Anders ist es, wenn wir zum Kapitel „Ackerbau und Viehzucht“ kommen. Diese beiden natürlichen Berufsarten sind über das ganze Innere unsres Gebiets verbreitet und bilden die Grundlage des ganzen Siedelungswesens.

In früherer Zeit war die Viehzucht wohl viel weiter verbreitet über das Schutzgebiet als heute. Der ganze Norden, Usambara, Pare, Kilimandscharo, die Ufer des Viktoria-Sees waren von Viehzüchtern bewohnt, die aber meist seßhaft waren und ihre Felder bebauten.

Diese Zustände erlitten durch den Einfall der Massai von Norden her

eine Änderung. Die Massai waren und sind noch heute nomadisierende Hirten. Sie leben in den großen Steppen, wo ihre Herden weiden. Ihre Siedelungen bestehen aus einer Anzahl kreisförmig angeordneter Hütten, die einen runden Viehhof einschließen, in welchem das Vieh übernachtet. Ist eine Stelle abgegrast, so packt das ganze Dorf seine Wertsachen, Felle und Geschirre zusammen und sucht sich einen andern Platz aus. Das Dorf bleibt stehen, wo es steht. Daher sind solche verlassene Massaikraals gar keine seltene Erscheinung in den Steppen.

Dieses Volk betrachtete den Besitz von Rinderherden als sein Monopol und nahm daher allen andern Stämmen das Vieh weg. Bald waren sie im ganzen Schutzgebiet als Viehräuber bekannt und gefürchtet. Alles floh vor ihnen, meist aber erst nach Verlust der Herden, in die Berge. Die fruchtbaren, bisher gut bewohnten und bebauten Niederungen und Täler blieben brach liegen, während in der Höhe, wie schon früher gezeigt wurde, die Siedelungen sich verdichteten. So entstanden weite unbewohnte oder nur sehr gering bewohnte Stellen an fruchtbaren Gegenden. Nebenbei nahm die Bebauung der Felder bedeutend zu, denn die ihrer Herden beraubten Leute mußten nun wohl oder übel Ackerbau treiben. Damit hätte nun eigentlich eine bessere Stabilisierung der Siedelungen eintreten müssen, da doch die Lebensweise beim Ackerbauer viel mehr an die Scholle gebunden ist als beim Hirten. Dies trat aber durch die unruhigen Zeiten, durch die ewigen Kriege nicht ein. Wir können im Gegenteil annehmen, daß die Hütten und Siedelungen bei diesem Höhersteigen noch flüchtiger angelegt wurden als früher, während auf ihre Befestigung bedeutende Mühe und Zeit verwendet wurden.

Ganz ähnliche Verhältnisse waren aber auch im Süden des Schutzgebietes.

Dort waren, wie im Norden die Massai, von Süden her Sulustämme eingedrungen, die Masitu, auch Mafiti genannt.

Diese kamen auf zwei Wegen, der eine mehr östlich an der Küste, der andere mehr westlich am Tanganjika aufwärts. Die letzteren Stämme wurden Wangoni genannt. Diese Sulu waren nun zum Unterschied von den Massai keine Hirten, sondern Ackerbauer. Wo sie hinkamen, verdrängten sie die Ureinwohner und setzten sich an ihre Stelle. Sie begannen sofort den Boden in ihrer Weise viel besser zu bebauen, als es vorher geschehen war. Viehzucht trieben sie nur nebenher. Auch sie erzeugten an den Gegenden, wo sie durchzogen, ähnliche Siedelungsbilder wie die Massai. Noch heute zeigen schöne fruchtbare, unbewohnte Gegenden mit den leicht erkennbaren Spuren früherer Siedelungen deutlich den Weg, den die Mafiti nahmen. Aber, wo sie sich niederließen, waren sie ein Glück für das Land, da sie im Gegensatz zu den meisten ihrer Vorgänger fleißig, intelligent und kriegerisch waren.

Auch kam ein Ereignis, das tief in das wirtschaftliche Leben der Völker eingriff. Am Anfang der neunziger Jahre kam eine große Viehseuche ins Land, die nicht nur den Massai ihren sämtlichen zusammengeraubten Viehstand vernichtete, sondern auch die Reste der den Eingeborenen gebliebenen Herden.

Dadurch wurden alle Völker zum intensiven Ackerbau gezwungen, mit Ausnahme der Massai. Sie waren zu nichts anderm zu brauchen als zur Viehzucht. Mit ihren Herden war auch ihr Stolz und ihre Tapferkeit verloren gegangen, sie sanken zu Bettlern und Dieben herab. Massenhaft starben sie Hungers, da sie sich zu keinem andern Erwerb hergaben. Für die von ihnen vertriebenen Völker begann in derselben Zeit ein neues Wandern. Seit 1886 war das Gebiet in deutschen Besitz gekommen und seitdem war man von deutscher Seite eifrig bedacht, die innere Ruhe im Lande herzustellen. Mit dem Niederwerfen des Araberaufstandes war dies für den Norden geschehen, wenn es auch für den Süden einige Jahre länger dauerte, bis zur Züchtigung der Wahehe und der Erstürmung ihrer Hauptstadt. Damit erkannten auch die hartnäckigsten Gegner, daß die Zeit der Kriege vorbei sei, und im Vertrauen auf die deutsche Regierung und unter dem Schutz der Militärstationen begannen nun die Siedelungen langsam wieder an die alten Plätze zu rücken. Wenn auch noch nicht viel in dieser Beziehung geschehen ist, so läßt sich doch ganz deutlich verfolgen, daß die Bewegung bereits im Gange ist. Man sieht z. B. in der Landschaft Uschirombo in Unjamwesi, daß die Talmulden sich mit Siedelungen anfüllen, die offenbar jüngeren Datums sind. Dadurch werden aber gerade die fruchtbarsten Gebiete, die bis jetzt brach liegen blieben, wieder bebaut.

Durch diesen Zug wird aber das Siedelungsbild der Kolonie in den nächsten Jahrzehnten ein sehr unstetes sein. An und für sich schon sind die Ackerbausiedelungen in Deutsch-Ostafrika nicht sehr stabil, da sie oft aus den geringsten Anlässen geändert werden. Ein Mißraten der Ernte, ein Überfall durch Heuschrecken genügt, um eine Verlegung des Dorfes zu bewirken.

Eine andere Ursache zum Verlegen der Siedelungen liegt in der extensiven Wirtschaft, die getrieben wird. Meist wird der Boden ausgerodet, mit der Hacke etwas aufgerissen, dann wird gesäet und alles bis zur Ernte sich selbst überlassen. Ein solcher Boden muß dann einige Zeit brach liegen. Deshalb wird ein angrenzendes Stück ausgerodet und bebaut. Zu dem Zweck wird dann ein Stück Wald nach dem andern abgebrannt, und die ganze Gegend entwaldet. Dadurch werden aber die Verhältnisse der Wasserführung verschlechtert, und häufig tritt eine Verlegung der Siedelungen ein. Ebenso wird aus Ukami gemeldet, daß dort die Eingeborenen die Gehänge der Berge bebauen, indem sie den guten Boden mit ihrer Hacke rücksichtslos aufreißen. Bei der nächsten Regenzeit wird der ganze Boden zu Tal geschwemmt und so ein Stück Boden nach dem andern, daß oft der nackte Fels zu Tage tritt. Auch hier tritt schließlich eine Verlegung der Siedelungen ein.

Eine besondere Art dieses Ackerbaus schildert Graf Pfeil: Der Ulango fließt gegenüber den Uhehebergen durch eine breite Ebene, in der er sich in viele Arme spaltet, unzählige Inseln bildend, die während der Regenzeit ebenso wie die ganze Ebene unter Wasser gesetzt werden. Diese Inseln haben einen sehr fruchtbaren Schwemmboden. Während der Trockenzeit sind sie dicht bewohnt und bebaut; die Leute wohnen in flüchtig errichteten Gras-

hütten, da diese doch jeden Sommer neu errichtet werden müssen. Kommt die Regenzeit, so wird die Ernte auf Boote verladen und alles sucht in Eile das benachbarte Lipingo-Gebirge zu gewinnen. Bei der Trockenzeit finden sich alle wieder ein.

Ebensolche Verhältnisse finden wir auf dem Rovuma, der auch sehr zur Inselbildung neigt.

Daß diese Bebauung des Bodens sehr von der Gesteinsart abhängt, ist ja selbstverständlich. Darüber hat besonders Bornhardt in seinem schönen Werke Aufschluß gegeben. Es läßt sich kurz sagen, daß sowohl Siedelungen wie Kulturen den lehmigen Verwitterungsboden von Granit und Gneis lieben, der über ganz Ostafrika vorkommt. Größere Gebiete mit unfruchtbarem Boden gibt es nicht. Nur die Bewässerung mancher Gebiete läßt einen rationellen Ackerbau nicht aufkommen. Lokales Auftreten von vorherrschendem Sandboden bedingt geringe Fruchtbarkeit, doch ist dieser Boden nur sehr selten bebaut.

IV.

Wie wir weiter oben schon ausführten, daß die Küste in Bezug auf wirtschaftliche Betrachtung eine Sonderstellung einnimmt, so auch wieder speziell bei der Betrachtung über Handel und Verkehr, in ihren Einflüssen auf die Siedelungslage. Und zwar müssen wir hier in Rücksicht auf die Verkehrsarten scharf trennen

1. Küste mit Seeverkehr,
2. Inneres mit Karawanenverkehr.

Erstere steht in enger Fühlung mit der europäischen Kultur, während letzteres schwer zugänglich und von Kultur noch sehr wenig berührt ist. Die Trennung wird dadurch noch verschärft, daß die Küste seit mehr als einem Jahrtausend unter arabischer Herrschaft und arabischem Einfluß, eine kurze Zeit nur durch die Portugiesen unterbrochen, während das Hinterland seit einem Jahrhundert erst sich langsam der Außenwelt öffnet.

Die Küste, aber auch nur der schmale Küstensaum, hat schon längere Zeit einen regen Handel gehabt, dessen Blütezeit allerdings heute vorbei ist. Es war hauptsächlich Elfenbein neben einigen anderen weniger wichtigen Erzeugnissen des Landes, was dort ausgeführt wurde. Im 19. Jahrhundert trat ein anderer Ausfuhrartikel in den Vordergrund, das sog. „schwarze Elfenbein". Die Küste von Deutsch-Ostafrika war eines der bedeutendsten Gebiete für den Sklavenmarkt. Diesem Handel verdankten mehrere der guten Häfen an der Küste die Bedeutung, die sie erreicht haben, so Tanga, Dar-es-Salaam, Kilwa-Kissiwani, Lindi und Mikindani. Vor allem beherrschte Kilwa, „die Perle von Ostafrika", den ganzen Handel bis zum Süden des Kontinents.

Teilweise ist dies heute anders geworden. Davon zeugen die Trümmer und Reste so mancher großartigen Bauanlage, die auf der ganzen Ostküste Afrikas zu finden sind. Die Spuren verlassener Siedelungen, die oft die deutlichen Ruinen von Moscheen und Palästen tragen, treten uns auf der

ganzen Küste entgegen und rufen die Erinnerung an die vergangene Zeit des Glanzes und der Blüte wach. Besonders ergreifend soll das Bild der zerfallenden Festungswerke von Kilwa sein, die noch deutlich die Stärke und Festigkeit der alten Stadt erkennen lassen, während der seit Jahrzehnten im Steigen begriffene Ozean den Boden unterspült und Stück für Stück der alten Mauern und Türme verschlingt.

Zerstört wurde der Glanz dieser Orte, als Deutschland und besonders England streng das Verbot des Sklavenhandels durchführten und mit ihren Schiffen die Küste überwachten. Nun waren die großen Häfen nicht mehr sicher genug für die Sklavenhändler, während geringere Häfen, wie Pangani, Kilwa-Kiwindje eine kurze Zeit lang aufblühten, auf Kosten der andern Städte. Bei dem niedrigen Wasser im Hafen mußten die großen europäischen Schiffe weit draußen ankern, während die flachen arabischen Dhaus ganz leicht ein- und ausfahren konnten und weiter den Sklavenhandel betrieben. So verlor Tanga seinen Handel, Kilwa-Kissiwani ebenfalls, während das nicht sehr entfernte Kilwa-Kiwindje mit seinem flachen Hafen rasch emporblühte und auch in der Folgezeit stets an Bedeutung zunahm, während die frühere „Perle Ostafrikas" heute ein unbedeutendes, schmutziges Dorf ist.

Nach der deutschen Besitzergreifung kam allmählich wieder der alte Zustand, wenn auch in mäßiger Blüte. Vor allem entwickelte sich nun Bagamoyo, das von der Nähe des Handelszentrums Sansibar bedeutend beeinflußt war. Dann dehnte sich der Verkehr mit Europa auf diejenigen Orte aus, in denen die Sitze der Verwaltung des Landes waren. Besonders gewann dadurch Dar-es-Salaam, der Sitz des Gouvernements, mit dem schönsten Hafen an der ganzen Küste. Ferner Tanga, Saadani, Kilwa-Kiwindje und Mikindani.

Neben diesen größeren Orten gibt es an der Küste eine große Anzahl mittlerer und kleinerer Orte, für die das Meer weniger als Verkehrsstraße, denn als Fischgrund wichtig ist. Für einige von ihnen ist der Verkehr in den flachen Dhaus der Araber genügend, um einen kleinen Handel zu erhalten. Die meisten leben vom Fischfang und bebauen nebenbei ihre Felder. Im ganzen betrachtet bietet uns die Küste, speziell die nördliche Hälfte, sowohl durch die Verkehrsgelegenheit, als durch leichte Nahrungsgewinnung eine Zone dichteren Wohnens.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, ehe wir die Küste verlassen, noch einmal übersichtlich die Lagebedingungen der größeren Orte zu besprechen, woraus sich — hier allerdings sehr durch die Geschichte beeinflußt — ihre Entwicklung ergeben muß.

Tanga, etwa 4000 Bewohner, hat einen sehr guten geschützten Hafen, in den die größten Schiffe leicht einfahren können. Dadurch war die blühende Stadt vor der deutschen Besitzergreifung von den Arabern verlassen, denen dort die Kriegsschiffe zu sehr in ihre Sklavengeschäfte hereinsehen konnten. Bald erhob sie sich aber wieder und entwickelt sich heute sehr rasch. Sie ist der nördlichste Hafen an unsrer Küste, der natürlichste Ausgangspunkt der Erzeugnisse des fruchtbaren Nordostens. Außerdem mündet in ihr die,

wenn auch bis jetzt nur 40 km lange Eisenbahn, die voraussichtlich noch vollständig ausgebaut wird und so die reichen Länder an den Gebirgen erschließt.

Pangani, 10 000 Einwohner, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, übernahm infolge seines sehr flachen Hafens den größeren Teil des blühenden Sklavenhandels der Stadt Tanga. Von hier aus wurde der große Araberaufstand 1889 geleitet. Doch ist seit dem Niederwerfen dieses Aufstandes der Wohlstand der Stadt nicht zurückgegangen, wohl infolge der äußerst fruchtbaren Umgebung, die zu bedeutenden Plantagenanlagen geführt hat.

Saadani, etwa 4000 Einwohner, in dicht bewohnter und bebauter Umgebung, der beste Hafen Useguhas. Es ist der Ausgangspunkt der Straße Mpwapwa — Mamboya nach Sansibar.

Bagamoyo, 13 000 Einwohner, nach Tabora die größte Stadt des Schutzgebiets. Liegt direkt gegenüber von Sansibar, welchem Umstand es seine ganze Bedeutung verdankt. Alle wichtigeren Straßen aus dem Innern nach dem den ganzen Handel beherrschenden Sansibar führen über Bagamoyo.

Dar-es-Salaam, 10 000 Einwohner, ist der Sitz des Gouvernements. Man hat dieses hierher gelegt, erstens des vorzüglichen Hafens halber, dann aber auch, um in Bagamoyo dem beherrschenden Einfluß des englischen Sansibar entgegen zu arbeiten. Es entwickelte sich sehr rasch, da alle amtlichen Organe dort vereint sind und alle nicht privaten Unternehmungen von dort ausgehen. Es steht mit den wichtigen Straßen ins Innere in leichter Verbindung.

Kilwa-Kiwindje, 10 000 Einwohner, blühte auf, als das benachbarte Kilwa-Kissiwani seines guten Hafens wegen von den Sklavenhändlern verlassen wurde. Letzteres erholte sich nicht wieder, da alle Straßen aus dem Innern sich nach seiner Rivalin verlegten, obwohl diese nur einen sehr schlechten Hafen besitzt.

Lindi, 4000 Einwohner, und Mikindani, 3000 Einwohner, sind beide sehr gute Häfen; sie sind die Pforten der südlichen Länder, besonders des Nyassagebiets.

Im Innern sind es nur die großen Karawanenstraßen, die dem Verkehre dienen. Bis jetzt ist eine Eisenbahn nur in einer Länge von 40 km entstanden, und zwar von dem Städtchen Tanga bis zur Station Muhesa. Die Flüsse sind als Verkehrsstraßen auch nicht in solchem Maße verwertbar, daß man von einer bedeutenden Beeinflussung der Siedelungsverhältnisse reden kann. Nur im Unterlauf, nach Durchbrechung der Plateauränder sind sie auf kurze Strecken befahrbar, und da nur mit flachen Booten. Auf dem Plateau bieten sie, wie der Rufidji-Ulanga besonders, größere Strecken zum Verkehr, aber die unregelmäßige Wasserführung und das häufige Ändern der Tiefenverhältnisse infolge von Anschwemmungen schränken auch hier den Verkehr nur auf etwaigen Lokalverkehr zwischen naheliegenden Orten ein.

Es bleiben noch übrig die Seen, die allerdings einen Schiffsverkehr haben. Aber dieser Verkehr beschränkt sich eben nur auf die umgebenden

Ufer und kommt größeren Gebieten nicht zu gute. Auch ist es hauptsächlich nur ein Verkehr zwischen den europäischen Stationen, und der ist einflußlos auf die Besiedelung.

Wir kommen also zurück zu unserm Karawanenverkehr, dem einzigen, der irgendwelche Bedeutung hat.

Dieser hat nun ebenfalls mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Straßen in unserm Sinne gibt es nur auf kurze Strecken, und diese sind erst von den deutschen Behörden in den letzten Jahren hergestellt worden. Wir würden diese Wege nur als Fußpfade betrachten. Dazu kommt noch der gänzliche Mangel an Lasttieren. Man hat zwar öfters Versuche gemacht mit Zugochsen, und diese Versuche sollen stets gut ausgefallen sein, aber eine praktische Verwertung in größerem Stil haben sie jedoch meines Wissens bis jetzt nicht gehabt. Die Gründe hierzu sind mir nicht bekannt. Es ist bisher stets das System beibehalten worden, daß alles Gepäck und alle Lasten auf dem Kopf und den Schultern gemieteter Träger ins Innere kamen.

Diese schwerfällige Art von Transport und Verkehr ist trotzdem auf die Siedelungsverhältnisse von größter Bedeutung geworden, denn sie bewirkte eine starke gegenseitige Anziehung von Straßen und Siedelungen.

Eine solchermaßen zusammengesetzte Karawane kann natürlich nur sehr langsam vorwärts kommen. Sie wird oft Halt machen und wird oft übernachten müssen. Sie wird vor allem stets Lebensmittel zu erlangen suchen, denn für eine längere Reise können nicht genug Lebensmittel mitgenommen werden. Man ist also gezwungen, Lebensmittel zu kaufen von den Eingeborenen. Deshalb schmiegen sich die Straßen zunächst wohl an die vorhandenen, in ihrer Richtung gelegenen Siedelungen an.

Ferner bildeten sich nun aber an den Plätzen, wo die Karawanen zu rasten pflegten, häufig kleine Niederlassungen Ackerbau treibender Eingeborener, die ihre Produkte an Karawanen vertauschten. Diese Siedelungen, Lagerdörfer genannt, finden sich reichlich an fast allen Karawanenstraßen, die durch ein weniger dicht besiedeltes Gebiet führen.

Diese wechselseitige Anziehung von Straßen und Niederlassungen führte dazu, daß heute das ganze Straßennetz eine Verdichtung der Siedelungen zeigt. Jedoch ist diese Verdichtung nicht gleichmäßig, sondern sehr ungleichmäßig verteilt und kann streckenweise ganz fehlen. In Gebieten großer Volksdichte ist sie größer als in solchen von geringerer Einwohnerzahl, in den Steppen tritt sie nur vereinzelt auf, da eine Hauptfrage für ihre Existenz das Vorhandensein von Wasser ist.

An den Knoten des Straßennetzes liegen die am meisten begünstigten Punkte. Hier konnten sich, ebenso wie an den Mündungen der Straßen, Orte von größerer Bedeutung entwickeln, in denen sich der ganze Handel und Verkehr konzentrierte. Wir können hier von einem Handel sprechen, wenn die Erzeugnisse großer Gebiete an Elfenbein, Kautschuk u. a. in einzelnen Punkten sich aufspeichern, in denen der Karawanen wegen noch ständige Lebensmittelmärkte abgehalten werden. Diese Plätze sind dann auch Stapelplätze für die aus dem Innern kommenden Waren. Der bedeutendste Ort dieser Art ist Tabora, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von den Arabern gegründet wurde und bald den Elfenbeinhandel von ganz Ostafrika in sich konzentrierte. Auch seine Blütezeit ist vorbei, doch zählt es noch immer 15 000 Einwohner und ist die größte Stadt des Schutzgebiets. Ähnlich wichtige Niederlassungen im Innern sind Mpwapwa, Udjidji, Kilossa u. a.

Auch manche der bedeutenderen Küstenorte verdanken zum großen Teil ihren Aufschwung den in sie mündenden Karawanenstraßen, so Tanga, Dar-es-Salaam und besonders Kilwa-Kiwindje. Gerade letztere Stadt zeigt die Wichtigkeit des Verkehrs besonders, da sie nur einen geringen Hafen hat und trotzdem ihre mit schönem Hafen versehene Rivalin Kilwa-Kissiwani überflügelte, wie oben ausgeführt wurde.

Die wichtigsten Karawanenstraßen sind heute folgende:

1. Tanga — Kilimandscharo,
2. Pangani — Mgera — Tabora — Muanza (Viktoria-See),
3. Bagamoyo (oder Saadani) — Kilossa — Mpwapwa — Tabora — Udjidji,
4. Dar-es-Salaam — Kilossa — Iringa,
5. Dar-es-Salaam — Kilossa — Tabora,
6. Kilwa — Songea — Nyassa-See.

Diese werden noch durch viele Verbindungsstraßen zu einem ausgedehnten Netze vereinigt.

Der ostafrikanische Handel ist so alt, als die Anwesenheit der Araber im Lande, also über tausend Jahre. Daß er nicht immer Küstenhandel blieb, daß auch Reisen ins Innere gemacht wurden, geht daraus hervor, daß die Portugiesen, die im 15. Jahrhundert an der Küste festsaßen, von mächtigen, blühenden Staaten im Innern berichten.

Die ständige Niederlassung der Araber im Innern und die Gründung von Siedelungen, die bald zu großen Handels- und Stapelplätzen wurden, begann im Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Gründung Taboras dürfte der Markstein dieser Entwicklung gewesen sein.

Von hier aus drangen dann die arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändler nach allen Richtungen ins Innere vor. Noch heute beherrschen die Araber den Handel im Innern vollständig, während sie an der Küste nur noch den Kleinhandel haben, der Großhandel ist in Händen der Inder.

Seit der deutschen Besitzergreifung ist ihnen eine gefährliche Konkurrenz in den Eingeborenen erwachsen. Diese, besonders die fleißigen intelligenten Wanjamwesi rüsten eigene kleine Karawanen aus, mit denen sie an die Küste ziehen. Da sie anspruchsloser und ehrlicher sind, als die Araber, tun sie diesen ziemlich Abbruch.

Ein wichtiger Handelsartikel im Innern, den die Eingeborenen selbst ganz in der Hand haben, ist das Salz. Westlich vom Kilimandscharo und südlich vom Viktoria-See finden regelmäßige Märkte statt, an denen die Umwohner ihr Salz eintauschen.

Fassen wir nochmals die Betrachtungen der letzten beiden Kapitel zusammen, so können wir unterscheiden in Handelsniederlassungen und Ackerbausiedelungen.

Erstere liegen einzeln im Innern dünn zerstreut und an der Küste als große und mittlere Städte. Letztere verteilen sich über das ganze Gebiet. Die kleinen Orte an der Küste leben alle von Fischfang und Ackerbau.

Die großen Städte sind ausgesprochene Kolonialstädte mit schönem, breit angelegtem Europäerviertel, dicht am Hafen und dahinter das schmutzige und enge Quartier der Eingeborenen. Ihre Bedeutung verdanken sie nicht immer der Güte ihrer Häfen, sondern öfters gerade dem Gegenteil. Doch sind sie alle durch die Straßen aus dem Innern, an denen sie liegen, emporgeblüht, mit Ausnahme von Dar-es-Salaam, das seine Entwicklung nur dem Sitz des Gouvernements und seinem guten Hafen verdankt.

Im ganzen bietet die Küste, speziell im nördlichen Teil, ein Bild ziemlich dichten Wohnens.

Das Innere hat gut besiedelte Bezirke da, wo infolge guter Wasserversorgung die Feuchtigkeit zu einem erfolgreichen Ackerbau genügt. In seltenen Fällen ist die Unergiebigkeit des Bodens die Ursache geringer Besiedelung. Diese Regel wird da Ausnahmen erleiden, wo infolge der Schutzlage fruchtbare Bezirke verlassen und unfruchtbare bewohnt sind. Doch darf man dies jetzt wohl als vorübergehenden Zustand auffassen.

Sehr dünn oder nicht bewohnt sind die Steppen, wo durch den Wassermangel kein Landbau möglich ist.

Ein Netz dichterer Besiedelung, wechselnd mit der allgemeinen Siedelungslage der einzelnen Landschaften, bieten die Karawanenstraßen, an deren Knotenpunkten häufig die oben angeführten größeren Handelsplätze im Innern liegen.

Viehzucht ist seit der Rinderpest ohne Bedeutung und alle andern Wirtschaftsarten bringen höchstens ganz lokale, kleine Abweichungen im Siedelungsbild hervor.

V.

Es war bisher nicht zu umgehen, die Siedelungen der Eingeborenen und die der eingedrungenen Fremden gemeinsam zu betrachten. Trotzdem ist es vorteilhaft, die durch fremde Eindringlinge entstandenen Siedelungen und Einflüsse auf die Siedelungsweise im ganzen zu betrachten.

Hier müssen wir etwas weit zurückgehen und müssen wohl zuerst wieder die eindringenden feindlichen Negerstämme ins Auge fassen. Die durch sie erzeugte Schutzlage der Siedelungen ist uns zur Genüge bekannt. Daneben geben auch die einzelnen eigenen Siedelungen Stoff zur Betrachtung.

Die Massaikraals haben wir oben schon näher beschrieben, hinzuzufügen ist noch, daß die Hütten halbkugelige Form haben und nur brusthoch sind. Diese Form hat sich bei den schweifenden Massai noch sehr deutlich erhalten. Ein Teil der Massai, d. h. besser gesagt, eine den Massai verwandte Gruppe von Wandorobbo hat sich in Ufiomi, Iraku, Ussandani und den umliegenden Gebieten seßhaft gemacht und zum Ackerbau bekehrt.

Diese haben auch die alte Siedelungsform aufgegeben und wohnen so, wie die Stämme, bei denen sie sich niederließen.

Ebenfalls ein hamitischer Stamm, die Wahuma, hat den Westen des Viktoria-Sees durchzogen und sich dort zerstreut niedergelassen. Sie stehen nun als Hirten im Gegensatz zu den ackerbauenden Eingesessenen. Sie hielten sich abgeschlossen von ihnen, bauten ihre eigene Hüttenform, den Wahumastil, und bildeten überall den Adel des Landes. Sie wohnten auf freien offenen Höhen, während die befestigten Dörfer der Waha, Wasiba, Warundi und andern, bei denen sie wohnten, im Wald versteckt lagen. Seit der Rinderpest sind sie aber Ackerbauer und damit hat auch der gegensätzige Abschluß aufgehört, sie vermischen sich untereinander, und bald wird es keine Wahuma mehr geben. Etwas länger wird es bei den Wangoni und Mafiti dauern, da diese in großen Mengen ins Land kamen. Auch sie hatten anfangs ihre eigenen Dörfer, die oft trotzig auf einer kleinen Höhe lagen, und vor denen die andern Siedelungen sich versteckten, aber auch sie gehen nach und nach aus ihrer Abgeschlossenheit heraus. Mit dem Verschwinden der Abgeschlossenheit verschwindet aber auch die Eigenart ihrer Siedelungen.

Ganz anders in vielen Punkten ist es mit den von den Arabern gegründeten Siedelungen. Wir sehen einmal ab von den an der Küste liegenden Orten, die auch meistens Gründungen der Araber sind.

Was die Araber als Sklavenjäger an dem Siedelungsbild des Landes bewirkt haben, ist schon gesagt, schlimmer als die Massai und Mafiti haben sie gehaust. Daneben haben sie aber auch wieder Gutes geleistet. Sie haben viele Niederlassungen im Innern errichtet, die in Bezug auf Bauart einen fördernden Einfluß auf die Eingeborenen ausübten. Fast überall treffen wir vereinzelt auf den besseren Hüttentypus der Araber, die Giebelhütte. Überall wo sie auftritt, treffen wir aber auf besseren Ackerbau, den die Eingeborenen ebenfalls von den Arabern haben. Nie versäumten diese, wenn sie eine Niederlassung errichteten, sofort größere Pflanzungen und Felder daneben anzulegen. Sie haben die ersten Karawanen ins Innere geführt und die ersten Straßen angelegt. Die wichtigen Handelszentren im Innern, vor allem Tabora, Udjidji u. a. sind ihre Gründungen. Wie lange sie schon so wirken läßt sich nicht genau sagen. An der Küste waren sie schon im 8. Jahrhundert, denn Kilwa-Kissiwani ist eine von den Arabern im 8. Jahrhundert gegründete Hafenstadt. Einige andere Küstenstädte gehen ins 15. und 16. Jahrhundert zurück. Sie sind auch teilweise von Portugiesen gegründet.

Etwas anders ist es seit der deutschen Besitzergreifung. Die Araber sind nicht mehr die Herren des Landes, wenn sie auch noch immer den gesamten Handel beherrschen. Der Sklavenhandel hat aufgehört, die Ruhestörer im Innern sind mit Gewalt zur Ruhe gebracht worden, und damit trat die Kolonie in ein neues Stadium ihrer Entwicklung.

Wir haben schon weiter oben, bei anderer Gelegenheit erwähnt, wie seitdem die Schutzlage angefangen hat, in eine Ackerbaulage allmählich überzugehen, wir werden bei späterer Gelegenheit auch sehen, wie die Befestigungen der Dörfer zerfallen, gewiß ein sicheres Zeichen gedeihlicher Entwicklung.

Diesem Ziel wird von der deutschen Regierung zunächst entgegengestrebt, indem man die Eingeborenen zu tüchtigem, rationellem Ackerbau zu erziehen sucht und jede Bestrebung dieser Art nach Kräften unterstützt.

Die Deutschen selbst haben Siedelungen im Innern zunächst nur zu Verwaltungszwecken gegründet. Es sind dies vor allem die Militärstationen, die ein Netz über das ganze Gebiet ziehen. Entsprechend ihrem Zweck tragen sie im ganzen Festungscharakter, haben aber alle kleine oder größere Pflanzungen dicht neben den Gebäuden, in denen besonders Versuche mit dem Anbau europäischer Kulturpflanzen gemacht werden. Wenn die Versuche gelingen, wird von dem Samen an die Eingeborenen abgegeben und diese zur Nachahmung angehalten.

Die Stationen stehen meist auf solchen Punkten, wo sie gerade nötig waren, um einen unzufriedenen Häuptling etwas zu beruhigen, wie z. B. in Moschi am Kilimandscharo, oder um eine Karawanenstraße zu überwachen und zu schützen, wie Masinde im Usambaragebirge, oder auch an der Mündung einer Karawanenstraße, wie Muanza am Viktoria-See, Udjidji am Tanganjika u. a.

Häufig mußten Verlegungen der Stationen stattfinden infolge der in den niederen feuchten Gegenden herrschenden Fieberluft, heute stehen alle diese Stationen in sicherer fieberfreier Höhe, wenn eine solche in der Nähe ist.

An der Küste haben die Deutschen wenig Siedelungen gegründet, doch ist der heutige Zustand besonders der größern Küstenstädte ihr Werk. Daß diese Städte den ausgeprägten Typus der Kolonialstadt haben, ist nur eine Folge der deutschen Verwaltung.

Von weittragendem Einfluß sind noch die Missionsgründungen zu nennen, die anfangs sowohl von deutschen, wie auch von französischen und englischen Missionsgesellschaften gegründet wurden und ganz dicht über unser Gebiet verbreitet sind. Auch sie mußten dasselbe durchmachen wie die kaiserlichen Stationen.

Durch bittere Verluste belehrt, bauten sie ihre Gebäude bald ebenfalls überall, wo es möglich war, auf sichere Höhen. Nur in fieberfreien und ganz ebenen Gegenden liegen die Kapellen und andern Missionsgebäude in tieferer Lage.

Ihren ersten Zweck, die Bekehrung der Eingeborenen, erreichten sie sehr schwer. Dagegen erkannten sie bald ihre Nützlichkeit auf anderm Gebiete. Sie suchten dem Neger zunächst die praktischen Vorteile der Zivilisation klar zu machen, indem sie auf seine Bequemlichkeit und auf seine Eitelkeit zu wirken suchten. Dabei erreichten sie recht schöne Resultate, wenn auch die Faulheit des Negers diese recht schwer zu stande kommen läßt. Wenn im Jahre 1896 geschrieben wird, daß im Dschaggagebiet drei Häuptlinge steinerne Häuser haben, so ist das nur das Verdienst der dortigen Missionen.

Sie erhalten oft Kinder zur Erziehung zugeschickt, aus denen sie vor allem tüchtige Handwerker zu ziehen suchen. Wo dies gelang, bauten sie sich mit diesen Handwerkern nun zunächst selbst umfassende Räumlichkeiten und reizten dadurch die Eitelkeit und den Stolz der umwohnenden Negerpotentaten. Die Folgen davon waren ziemlich erfreulich, und werden hoffentlich viele Nachahmungen finden.

Ebenfalls eine durch die Europäer eingeführte Siedelungserscheinung sind die in beschränkter Anzahl entstandenen Plantagen. Da sie auf den Absatz ihrer Produkte angewiesen sind, müssen sie in nächster Nähe der Küste liegen, um große Transportkosten zu sparen. Bevorzugt ist das Bergland von Usambara und der Küstenstrich. Wie alle Gründungen der Europäer gelangten auch diese erst nach einer Reihe bitterer Erfahrungen zu praktischen Erfolgen.

VI.

Über die Höhenlage der einzelnen Siedelungen läßt sich kurz berichten. Tief liegen nur die Siedelungen im Küstengebiet. Dahinter steigt das Land rasch an zu einer Hochfläche von durchschnittlich 1100 m. Wir können dies ungefähr als die mittlere Höhe annehmen. Durch die Schutzlage kommen im Usambara- und Paregebirge die meisten Siedelungen in eine Höhe von 1500—2000 m, im Dschaggaland 1400—1900 m. Nach Hans Meyer von 900—1900 m. Westlich des Viktoria-Sees liegen die reich besiedelten Gebiete von Urundi, Ruanda, Karagwe auch über dem Plateau, so daß wir im allgemeinen eine ziemlich hoch gelegene Besiedelung haben.

Die Niederlassungen der Europäer sind wegen der Fieberluft an die Höhe gebunden. Diese wird auch dem Niedersteigen der Siedelungen aus der Schutzlage in die reinen Ackerbaulagen Hindernisse entgegenstellen, so daß wohl für längere Zeit hinaus die Gehänge bis zu einer unteren Grenze hin bevorzugt bleiben werden, da der Neger, der die Höhe bewohnt, gegen die Tiefe viel weniger widerstandsfähig ist als der, der längere Zeit in der Tiefe lebte.

VII.

Die Bauart der Wohnungen ist im ganzen eine einfache und kunstlose. Einrichtungen oder Arbeiten, die die Verschönerung seines Hauses zum Zweck haben, kennt der Neger nicht. Nur ganz vereinzelt, am Kilimandscharo, in Ruanda und im Kondeland trifft man auf einige Schnitzereien und Verzierungen.

Hier wirkt auch das Klima bedeutend ein. In einem Lande, wo der Mensch nur gegen die nächtliche Ausstrahlung irgendwelchen Schutz sucht und sonst immer im Freien ist, hat er nicht das Bedürfnis nach einem festen und schönen Haus. Wenn er die Nacht hindurch ein Dach über sich hat, das ihn auch noch im gegebenen Fall gegen den Regen schützt, ist er zufrieden. Besonders der Neger wird in seiner Faulheit wohl kaum einen Schritt weitergehen, als notwendig ist, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen. Ferner haben die Bewohner unseres Gebiets durch die lange Zeit der Fehden und Kriege mit dem häufigen Wechsel der Siedelungen sich daran gewöhnt, nur für die nächsten Bedürfnisse zu bauen. Auch der Ackerbau ist viel zu extensiv, um in dieser Beziehung fördernd einzuwirken.

Wir können drei Haupttypen in der Bauart unterscheiden:

1. Die Rundhütte oder Kegelhütte,
2. das Tembe, eine nur in Afrika bekannte Bauart,
3. die Giebelhütte, auch Araberhütte und Küstenhütte genannt.

Die Rundhütte hat einen ziemlich umfangreichen Verbreitungsbezirk. Der ganze Norden und Westen, der Süden gehören ihr vorherrschend an, in Unjamwesi und dem abflußlosen Gebiet kommt sie mit Tembe gemischt vor, in Ugogo, Uhehe, Ugalla überwiegt das Tembe. An der Küste ist die Araberhütte vorherrschend. Außerdem findet sich letztere sowie die Rundhütte im ganzen Gebiete vereinzelt vor, während der Norden des Gebiets von Temben völlig frei ist.

Hierzu kommt noch eine abweichende Hüttenform lokal vor; das ist eine rechteckige Hütte mit spitzem Dach, die sich im Kondeland verbreitet findet neben Rund- und Araberhütte.

Die Rundhütte besteht im wesentlichen aus einem kegelförmigen Dach. Eine Anzahl gleich langer, etwa armdicker Stangen wird im Kreis in den Boden gesteckt, etwas nach innen geneigt, so daß die freien Enden zusammenkommen. Nun werden die Zwischenräume zuerst durch dünnere Zweige überspannt, die fortlaufend um das Gestell herumgehen, dann wird alles dazwischen mit Flechtwerk aus Zweigen ausgefüllt. Damit ist das Gerüst fertig. Dieses wird mit Lehm beworfen und dann entweder mit Steppengras oder mit Bananenblättern in dicken Lagen überdeckt. Eine brusthohe Öffnung bleibt als Türe frei, die meist nachts durch ein Geflecht zugestellt wird. Innen werden in einigem Abstand vom Außenrand kreisförmig angeordnete Stützen angebracht, die ebenfalls durch Geflecht verbunden, eine innere Wand bilden. Der Zwischenraum zwischen Innen- und Außenwand wird zum Schutz gegen Feinde und wilde Tiere mit Steinen und Dorngestrüpp ausgefüllt.

Nun ist die Hütte fertig. Fenster braucht sie keine. Der Rauch von der Feuerstelle findet sich entweder durch eine Öffnung in der Spitze ins Freie, oder er geht durch die Tür. Auf große Behaglichkeit kann ein solcher Bau keinen Anspruch machen. Den Bedürfnissen des Negers genügt er, er gibt ihm Unterschlupf in der Nacht und während des Regens, mehr soll er nicht.

Diese einfache Form ist trotzdem mancherlei Modifikationen fähig.

So sind bei den nomadischen Massai, die auch einen kreisrunden Querschnitt vorziehen, die Gerüststangen so gebogen, daß die Hüttenform halbkugelig wird. Die Hütten sind nur brusthoch und sehr nachlässig gebaut. Zum Decken werden, wenn möglich, Felle, zum Dichten des Geflechts wird Kuhmist gebraucht.

Eine ähnliche Form, aber größer, haben die Hütten in Usindja. Nur haben sie trotz der Biegung der Gerüststangen noch eine deutliche Spitze. Sie sehen so wie ein Bienenkorb aus. Auf der Insel Ukerewe, sowie in Uschaschi und Ussuwi herrscht dieselbe Form, die man auch sonst noch verbreitet findet.

Wir treffen hier auch auf kleine Vorratshütten verschiedener Form. Eine ist den Wohnhütten nachgebildet, steht aber etwas erhöht auf vier kurzen Pfählen, um nicht mit dem Boden in Berührung zu kommen. Eine

andere Form, die ebenfalls auf kurzen Pfählen ruht, besteht aus einem prismatischen Gestell, das durch ein spitzes überragendes Dach gedeckt wird. Auch wickelt man das Getreide am Halm in lange zigarrenähnliche Bündel, die der Länge nach auf einen Pfahl gespießt werden. Ferner kommen sehr häufig kleine Zauber- und Geisterhütten vor, die den Wohnhütten ähnlich sind und sehr lange Spitzen haben.

In Uschaschi trifft man auch eine Form, die schon etwas verbessert ist. Hier besteht die Hütte aus zwei Teilen, einem zylindrischen Unterbau, auf den das Kegeldach überragend aufgesetzt ist. Der Unterbau ist etwa 1,5 m bis 2 m hoch. Häufig wird nun der äußerste Dachrand durch eine Pfostenreihe gestützt, die dann einen Gang um die Hütte bildet. Oft wird auch dieser Gang von außen durch lehmgedichtetes Flechtwerk abgeschlossen und dient dem Vieh zum Aufenthalt. Es kommt sogar vor, daß das Dach auch diesen zweiten Raum überragt und nochmals durch Pfosten gestützt einen zweiten Rundgang um den ersten bildet.

Damit haben die Kegelhütten ihre höchste Vollendung erreicht, aber auch ihre größte Höhe und Ausdehnung.

Wir kennen in Unjamwesi schöne Rundhütten von 15 m Höhe und 30 m Durchmesser. Ähnlich schöne sind auch in den südlicheren Teilen.

Daß diese Hütten einer reichlichen Menge von Stützen bedürfen, ist klar, und für den Fremden ist es schwer, bei der herrschenden Dunkelheit nicht jeden Augenblick an eine Stange anzustoßen.

Mit diesem Unterbau wird meistens ein Dachgeschoß verbunden, das durch eine Leiter erreichbar ist.

Andere kleinere Abweichungen sind so viele, daß man für jede Landschaft einen eigenen Typus feststellen könnte, so treffen wir im Dschaggagebiet zwei deutlich unterschiedene Arten von Rundhütten ohne Unterbau. Die eine Art, spitz und hoch, ist im Osten verbreitet, während im Westen und Süden eine niedere Hüttenart mit sehr stumpfer Spitze gebaut wird.

Im Dschaggaland treffen wir auch auf eine ganz andere Hüttenform, die in den Schauri-(Beratungs-)hütten ausgebildet ist. Ein großer Dachgiebel auf die Erde gesetzt, mit Bretterboden und Obergeschoß, mit einer mehrere Meter langen Schwelle aus Brettern, die die ganze Schmalseite des hier offenen Gebäudes einnimmt, sind die wesentlichen Teile dieses Baues, der nur in den Dschaggastaaten zu finden ist.

Als eine Abweichung anderer Art könnte man die im Kondegebiet vorkommenden rechteckigen Hütten mit spitzem Dach bezeichnen. Aber auch im Westen des Viktoria-Sees kommen vereinzelt rechteckige Hütten mit abgerundeten Ecken und Kegeldach vor.

Eine ganz andere Art von Wohnung ist das Tembe. Es besteht aus vier im Rechteck angeordneten Wänden und einem einfachen Dach, das gegen die eine Langseite geneigt ist. Dieses Tembe kann einzeln auftreten, wie es im nördlichen Teil des abflußlosen Gebiets häufig vorkommt, es kann aber auch vorkommen, daß viele einzelne Temben so, Wand an Wand, aneinander gebaut werden, daß sie einen Hof umschließen. Dieser Hof hat meist rechteckige Form. Er ist der Aufenthalt des Viehs während

der Nacht, das zum Teil zwar auch in den Tembewohnungen selbst übernachtet.

Ein solcher Bau, ebenfalls einfach Tembe genannt, bietet nun eine ziemlich starke Festung dar, wenn er kräftig gebaut wird.

Dies erkannten vor allem die Araber und fingen deshalb an, ihre Siedelungen, die irgendwie zu verteidigen waren, mit Temben zu versehen. So kamen die Tembenringe nach Unjamwesi, wo sie sich rasch verbreiteten. Im südlichen Teil des abflußlosen Gebiets sind diese Temben vorherrschend.

Baumann behauptet, alle Völker des abflußlosen Gebiets, die seßhaft sind und Ackerbau treiben, wohnen in Temben. Dies ist nicht absolut zu nehmen, denn in den betreffenden Gebieten kommen auch Rundhütten vor. Dagegen sind in den östlichen Steppengebieten nur Rundhütten und keine Temben zu finden.

Die Größe der Temben ist verschieden. Von dem Einzeltembe bis zum zusammengesetzten Tembe von mehreren Kilometern Länge finden sich fast alle Zwischenstufen.

In einigen Gegenden, besonders in Uhehe werden mehrere große Temben zu einer Tembenstadt vereinigt. Oft findet man auch unvollendete Temben, bei denen eine oder zwei Seiten noch offen sind und nur durch einen Knüppelzaun angedeutet werden. In Gebirgsgegenden ist der Tembebau beschränkt und erzeugt recht unregelmäßige Formen. In Ussandaui beobachtete Baumann ein Tembe, das so in eine Felsgruppe auf einem Hügel eingebaut war, daß es nur zwei Seiten hatte.

Am vollkommensten ist der Tembebau bei den Arabern in ihren Siedelungen ausgebildet. Hier treten besonders die Verbindungen aller drei Haupttypen auf. Rundhütten und Araberhütten werden von einem gemeinsamen Tembenring umschlossen. Erst bauten die Araber diesen Tembenring nur zur Verteidigung und ließen ihn unbewohnt. Wenn aber die Bewohnerzahl der Siedelung wuchs, kam ein Zeitpunkt, wo man zur Bewohnung der Umfassung schritt, bei weiterm Wachsen wurde eine zweite und dritte Umwallung mit Tembenringen errichtet, so daß zuletzt eine Siedelung entstand, die aus mehreren ineinander geschachtelten Temben bestand, die wieder Rundhütten und rechteckige Hütten enthielten. Diese Bauart ist in Unjamwesi besonders verbreitet.

Eine besondere Erscheinung ist noch aus dem abflußlosen Gebiet zu verzeichnen. In Ussandaui, Irangi und Ufiomi sind die meisten Temben nur meterhoch über dem Boden. Dafür ist der innere Boden vertieft, so daß das Tembe halb in den Boden eingegraben ist.

In Süd-Iraku trifft man nun aber Wohnungen, die eigentlich nur Erdställe sind. Sie sind tief in den Boden eingegraben, über den sie gar nicht hervorsehen. Es sind Höhlen, die bis zu 1 ha groß werden und entweder dreieckige oder viereckige Gestalt haben.

Über die Entstehung dieser Bauten schreibt Baumann folgendes:

Die erste Form aller Siedelungen in Ostafrika ist die Rundhütte. Diese erwies sich aber in den Kriegen mit den eindringenden Völkerschaften

als schlecht zu verteidigen und wegen ihres hohen Daches als sehr feuergefährlich.

Man baute nun zunächst rechteckige Hütten, denen man ein flaches Dach gab und war damit zum Tembe gelangt. Dieses Tembe war ein weniger gutes Zielobjekt für den Feind und weniger leicht zu erspähen, je niedriger es war. So fing man an die Temben immer niedriger zu bauen, indem man den inneren Boden dafür aushob. Zuletzt grub man es so tief ein, daß das Dach der Erde gleich war.

Diese Erklärung wird wesentlich unterstützt durch folgende Tatsachen: Das Vorkommen rechteckiger Hütten mit spitzem Dach und mit abgerundeten Ecken kann als ein Zwischenglied bei der Umwandlung der Rundhütte in das Tembe betrachtet werden. Der Übergang von dem wenig oder ganz eingegrabenen Tembe kann aber ebenfalls verständlicher werden durch die Tatsache, daß in Ufiomi, dem nördlichen Teil von Iraku und in Irangi die niederen Temben in ihrem Innern fast alle den Zugang zu einer unterirdischen Höhle haben, die in Zeiten der Gefahr als Zuflucht dient.

Diese Höhlen sind etwas vom Tembe entfernt, ziemlich geräumig und durch einen Luftschacht nach oben ventiliert. Häufig stehen sie durch Gänge mit benachbarten Höhlen in Verbindung, so daß ein weit auseinander gelegenes System von Temben durch unterirdische Gänge und Höhlen verbunden war. War Gefahr im Verzug, so flüchtete Mensch und Vieh in diese Räume, die meist noch mehrere Ausgänge hatten.

Von diesen halb eingegrabenen Temben mit den Erdhöhlen ist kein sehr weiter Schritt zu den Erdhöhlen der Bewohner des südlichen Iraku.

Stuhlmann hat für das Entstehen der Temben eine andere Erklärung. Er glaubt sie entstanden, indem man dem runden Massaikraal durchweg rechteckige Gestalt und rechteckige Hütten gab. Dabei fehlt aber eine Erklärung für das Einzelvorkommen von Temben, zugleich ist der Übergang sehr wenig motiviert.

An sich ist das Tembe eine sehr viel seßhaftere Wohnung als die Rundhütte. Wir finden auch nirgends diese Siedelungsform bei Viehzucht treibenden Stämmen.

Außer Rundhütte und Tembe gibt es noch in unserm Gebiet die schon mehrfach genannten Küstenhütten. Sie haben ihren Verbreitungsbezirk besonders an der Küste, kommen aber auch überall im Innern vor, wo arabische Niederlassungen sind, besonders im Kondeland, auch in Unjamwesi. Sie sind einfache Lehmbauten, aus rechteckigem Unterbau mit einfachen Giebeldächern. Im Vergleich mit den andern Hütten verdienten sie eigentlich den Namen Häuser.

An der Küste und auf den Stationen treten nun noch die Häuser der Europäer und Inder hervor, die ihre eigene Bauart haben, bei der auf große luftige Räume ein besonderes Gewicht gelegt wird. Das früher viel benützte Wellblech als Dachmaterial hat sich als wenig haltbar erwiesen, und man ist davon ganz wieder abgekommen.

Überhaupt hat die Beschaffung des Materials stets viele Schwierigkeiten gemacht. Holz mußte von ganz besonderer Härte sein, um den alles zerfressenden Termiten Widerstand zu leisten.

Zu erwähnen ist hier nochmals die Tatsache, daß einige eingeborene Häuptlinge sich heute schon den Luxus eines Steinhauses gestatten.

VIII.

Wir kommen nun zu den verschiedenen Vorrichtungen zum Befestigen der Wohnungen.

Der Brauch, seine Wohnung gegen den Ansturm der Feinde durch alle möglichen Hindernisse zu befestigen, ist im ganzen Schutzgebiet verbreitet.

Die Mittel dazu sind die üblichen Umzäunungen, ferner Wälle und Gräben, in einzelnen Fällen Fallgruben.

Daß eine Siedelung im Norden des Landes keine Umzäunung hatte, war vor einigen Jahren ein kaum denkbarer Fall. Jede Hütte, die einsam mitten im Felde stand, hatte ihre Einfriedigung, entweder von Euphorbienhecken, von Dracaenen- oder Dorngebüschen, oder aus einem Palisadenzaun bestehend.

Bei Tembestädten kam diese Umzäunung in und zwischen die einzelnen Temberinge. Ein einzelnes Tembegehöft bildete schon für sich eine starke Festung.

Die Hauptbefestigungsanstalten werden wir deshalb in den Rundhüttengebieten antreffen. Nur dort treffen wir Wall und Graben, während Palisaden und Fallgruben auch bei den Temben vorkommen, z. B. bei der von Freiherrn v. Schele erstürmten Tembestadt Iringa.

Auch das Quikuru des Wanjamwesisultans Sikke hatte einen starken Tembering mit vorspringenden Bastionen, mit Palisaden auf der Mauer und erhöhtem Rundgang auf der Innenseite. Ähnliche Bauten in kleinerem Maßstab waren in Unjamwesi nicht gerade selten. Schon die von den Arabern in die Rundhüttengebiete eingeführte Sitte, das Rundhüttendorf mit einem Tembering zu umschließen, war eine Verteidigungsmaßregel.

Schutzmaßregeln sind ferner das Eingraben der Temben in Ufiomi und die Erdhöhlen in Süd-Iraku.

Während diese Schutzvorrichtungen im Tembegebiet südlich Ussandaui vereinzelt, nördlich davon und ebenso westlich bis zur Tembegrenze häufiger auftreten, sind sie im Rundhüttendorf Notwendigkeit für jede einzelne Siedelung.

In Gegenden mit überwiegender Einzelsiedelung hat jede einzelne Hütte ihre Umzäunung entweder aus lebendem oder totem Material.

Größere Hüttengruppen haben gemeinsame Umzäunung, die oft mehrfach ineinander geschachtelt auftritt.

In Uschaschi und Usindja sind innerhalb der großen Dorfumzäunungen kleinere Komplexe wieder besonders umzäunt. Westlich des Sees, in Kisiba und Ruanda, geht man so weit, daß im umzäunten Dorf jede einzelne Hütte wieder ihre Umzäunung hat, so daß ein völliges Labyrinth entsteht.

Die Wohnungen der Häuptlinge werden besonders befestigt. Aus dem Gebiet der Dschaggavölker sind uns darüber genauere Mitteilungen bekannt.

In Süd-Dschagga, im Gebiet von Madschame treffen wir Dörfer, die von

einen 6—8fachen Ring tiefer Gräben umzogen sind. Im Staat Kibonoto haben die Bewohner gegen die Massaigrenze zu drei parallele, je 15 m breite und 10 m tiefe Gräben gezogen, die nur wenige gut bewachte und befestigte Übergänge haben.

Aus dem Nordost-Dschaggaland, dem Gebiet von Useri-Gasseni haben wir folgende Beschreibung einer Häuptlingsboma, d. h. wenigstens ihres Zuganges:

In einem etwa 3 m hohen Steinwall, über den Bananenkronen herüberwinken, bemerken wir ein ovales Loch, durch das wir auf Händen und Füßen hindurchkriechen. Hierauf befinden wir uns in einem schmalen Gang zwischen zwei ebensolchen Steinwällen. Nach einigen Schritten kriechen wir durch ein dem vorigen gleiches Loch in einen dem vorigen gleichen Gang. Dies wiederholt sich nochmals, worauf wir in einem Hof sind, der einige Kegelhütten enthält. Wenn wir in der Mauer des Hofes durch ein Loch kriechen, erreichen wir nach ähnlichem Gang einen zweiten Hof und auch einen dritten. In einem dieser Höfe steht die Hütte des Häuptlings mit denen seiner Weiber. Von den letzteren Hütten deckt eine den Zugang zu einer unterirdischen Zufluchtshöhle, die im Dschaggaland verbreitet sind, ebenso wie in Iraku, Ufiomi und Irangi.

Nur stehen diese Höhlen bei den Wadschagga meist nur durch einen Gang außer ihrem Luftschacht mit der Außenwelt in Verbindung. Es kam schon vor, daß der Feind den Zugang zerstörte und durch den Luftschacht den Rauch eines Feuers in die Höhle trieb, so daß die ganze geflüchtete Dorfschaft mit ihrem gesamten Vieh erstickte.

In Uschaschi sind einzelne Dörfer, in der tieferen Gegend besonders, von festen Steinwällen umgeben, die oben Dorngestrüpp oder Euphorbienhecken tragen.

In der Landschaft Ngoroine ist ein Dorf so in eine Felsenschlucht eingekeilt, daß es nur von einer Seite zugänglich ist, und diese Seite ist durch mehrere Reihen Palisaden geschützt.

In Urundi werden Euphorbienhecken ganz allgemein benützt zur Einzäunung von Siedelungen. Diese Hecken werden noch undurchdringlicher gemacht durch dazwischen gepflanzte Disteln und Dornsträucher.

Häufig finden wir Graben, Wall und Hecken hintereinander. Das Dorf Nroqi, südlich der Muanzabucht, hat erst eine dicke lebende Hecke, dahinter einen Graben, 20 m weiter einen festen Zaun aus quergelegten Bohlen, mit viereckigen vorspringenden Bastionen und Erdaufschüttung von 1 m Höhe dahinter, endlich noch einen Staketenzaun, dann erst kamen die Hütten.

Heute ist dank der deutschen Verwaltung auch hierin ein Rückgang zu verzeichnen. Die neueren Siedelungen zeigen keine Befestigungen mehr, in der Nähe der Küste werden sie vernachlässigt. Das Dorf Kihuiro in Südpare hatte 1888 Palisaden mit Wällen und Toren. Als Hans Meyer 1890 wieder hinkam, waren die Befestigungen ganz zerfallen.

IX.

Wir haben schon bei früherer Gelegenheit einmal flüchtig die Frage nach der Größe der Siedelungen berührt.

Hier ist es nun mit Nachrichten ziemlich im argen. Mit Ausnahme von dem Werk Baumanns über „Usambara und seine Nachbargebiete“ sind uns bloß zufällige Bemerkungen über diesen Punkt bekannt.

Viele Schriftsteller sprechen von großen und kleinen Dörfern, ohne eine Grenze zwischen beiden anzugeben. Andere machen Unterschiede zwischen Einzelwohnung, Gehöft, Weiler und Dorf, ohne näher auszuführen, was sie unter diesen Ausdrücken verstehen. Es läßt sich deshalb auch nur ganz allgemeines sagen.

Aus den Tembegebieten fehlt vollständig die Angabe von Einwohnerzahlen aus den größten Ländern, wie Uhehe und Ugogo.

Wie wir schon hörten, sind von den Einzelwohnern bis zum Dorf von 40 Hütten ungefähr sämtliche Stufen vertreten. Eine merkwürdige Erscheinung ist das häufige Auftreten der Einzelwohner, für das verschiedene Gründe angeführt werden können.

Erstens ist hier der politische Zustand des Landes von Bedeutung. Wenn dem Lande eine feste Regierung fehlt, sucht sich jeder kleine Machthaber unabhängig zu machen, dadurch entstehen dann die vielen kleinen Dorfschaften und Dorfgemeinden. Diese werden in den Bürgerkriegen und bei den Einfällen der Sklavenhändler oft zerstreut und auseinandergesprengt.

Da nun im Bürgerkrieg der Einzelne gegenüber der Masse dadurch im Vorteil ist, daß er nicht auffällt, bildete sich in all diesen Gegenden das System des Einzelwohnens aus. Wir können heute noch in vielen Gegenden durch die Form der Dörfer erkennen, daß sie ursprünglich nur aus Einzelwohnungen entstanden sind, zwischen welche andere sich hineingeschoben haben. Dafür spricht z. B. das Abteilen der Dörfer in kleine Komplexe, wie es in Uschaschi und Usindja üblich ist, so daß jeder Komplex für sich eine Umzäunung hat.

Dies spricht zugleich von dem Unabhängigkeitsgefühl des Einzelnen und der Machtlosigkeit oder dem Mangel einer Obrigkeit.

In Urundi geht diese Teilung soweit, daß innerhalb der Dorfumzäunung jede einzelne Hütte eine Umzäunung hat. Im westlichen Unjamwesi sind die Dörfer so auseinandergerissen gebaut, daß man sie eher für eine Gruppe Einzelwohner halten könnte. Auch in Pare hat durch das Fehlen eines festen Staatsgefüges die Bildung von Dörfern nur in wenigen Landschaften Platz gegriffen. Weitaus der größte Teil des Gebirgslandes ist von Einzelwohnern besiedelt.

Bei den Wadschagga ist die Art des Einzelwohnens ebenfalls sehr verbreitet. Aber hier liegen andere Gründe vor.

Wir haben hier eine Gebirgsgegend, die durch eine große Anzahl tiefeingeschnittener Bäche und Flußrinnen in lauter kleine inselartig getrennte Teile zerlegt ist Diese Inseln stehen wenig miteinander in Verbindung, denn

der Weg führt durch die Erosionsschluchten und ist mühsam und zeitraubend. Daß sich in einem solchen Gebiet keine Dörfer entwickeln können, besonders bei dem extensiven Ackerbau der Eingeborenen Afrikas, ist leicht begreiflich. Die Leute würden zu weit entfernt von ihren Feldern sein, und könnten ihre Ernte nur mit Mühe einbringen.

Ebenfalls von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Entwicklung und Größe der Siedelungen ist Handel und Verkehr.

Wo in unserm Gebiet der Verkehr am regsten ist, haben wir die meisten großen Siedelungen. Die Küste hat nicht nur große Siedelungen von 10 000 und mehr Einwohnern, sondern auch die meisten mittleren Orte von 500 bis 3000 Bewohnern.

Im Innern sind die durch Karawanenstraßen besonders begünstigten Punkte zur größten Ausdehnung gelangt. Man denke an Mpapua, Udjidji und Tabora, das mit 15 000 Einwohnern die größte Stadt unseres Gebiets ist.

Im Durchschnitt ist die Größe der Siedelungen in Deutsch-Ostafrika gering, teils wegen der vielen Einzelwohner, teils wegen der extensiven Landwirtschaft, die die Bildung größerer Niederlassungen sehr beeinträchtigt.

Die bis jetzt bekannten Zahlen werden im zweiten Teil, bei Besprechung der einzelnen Landschaften angegeben.

X.

Auch über die innere Dorfanlage sind wir sehr wenig unterrichtet. Doch ist es möglich, einige besonders hervortretende Erscheinungen anzuführen. Wenn ein Reisender Näheres über die Siedelungen schreibt, so heißt es meistens: „Die Hütten stehen regellos durcheinander". Bei den Temben ist nur bei Tembestädten etwas Näheres angegeben; diese tragen teils Festungscharakter, wie das schon oben erwähnte Iringa, das innen saubere Straßen und Plätze hatte. Stehen mehrere Temben beisammen, so sind meist ihre Seiten parallel.

Dies erklärt sich vielleicht aus einer Beobachtung, die Baumann in Iraku machte, nämlich daß die Seiten der Temben mit den vier Himmelsrichtungen zusammenfallen, und zwar so, daß die offene Seite gegen Westen sieht.

Auch östlich Taboras ist eine Landschaft Kigua, in der nach Junker die Temben in drei gleichweit voneinander entfernten, aber nicht gleich großen Reihen liegen.

Etwas mehr Einzelheiten kennen wir über die Rundhüttendörfer.

Zunächst bilden die Kraals der Massai die feste Form eines Kreises, der von den Hütten gebildet wird.

Aus Bondei, einer Landschaft zwischen den Usambarabergen und der Küste, teilt uns Baumann mit, daß die Hütten kleine Komplexe bilden, die von kreisrunden Hecken umfaßt sind. Sie liegen in Rufweite voneinander entfernt, um sich bei Gefahr rasch durch Rufe und Trommelsignale verständigen zu können.

Auch in Usaramo sind die Hecken, die den Komplex einschließen, kreisrund. Innerhalb dieses Kreises ist aber keine bestimmte Ordnung erkennbar.

Das Hauptdorf von Usambara ist zu beiden Seiten einer breiten, von Hecken eingefaßten Straße angelegt.

Der Distrikt Mlalo im Umbagebiet hat saubere Straßen und hübsche Hütten. Auch aus Süd-Dschaggaland erfahren wir, daß die Dörfer gute Straßen und schattige Plätze haben.

In der Nähe der Kageraquelle, in Urundi sind die Dörfer in große Ficus- oder Bananenpflanzungen gebaut. Jede Hütte ist wieder von Hecken umgeben, die sie überragen, so daß ein Gewirr von Pfaden und Hecken entsteht, in dem sich der Fremde nicht auskennt.

Südlich der Muanzabucht ist eine Landschaft Mlabo, die auch die Abtrennung der einzelnen Hütten im Dorf hat. Die engen Straßen sind beiderseitig von hohen Hecken eingefaßt.

Aus der Umgebung des Viktoria-Sees haben wir einige Schilderungen von Kollmann. In der Landschaft Kisiba sind die Wahuma herrschende Klasse und haben die Wassiba unterdrückt. Die Hütten der letzteren liegen meist versteckt, während die ersteren in freien offenen Gehöften wohnen. Die Dörfer der Wassiba liegen in Bananenpflanzungen, durch die saubere breite Pfade und zahllose kleine Fußwege führen, die alle mit sehr hohen Hecken bepflanzt sind. Jede Familie, die im Durchschnitt 2—3 Hütten braucht, grenzt sich vom Nachbar durch Hecken ab. In größeren Orten kommen Straßen bis zu 50 m Breite vor, auch schöne, laubbaumbewachsene Plätze. Zu beiden Seiten der Straße sind hohe Hecken mit kleinen Öffnungen, von denen die Pfade zu den einzelnen Hütten ausgehen.

Am einen Ende bildet die Straße oder der Platz einen abschließenden Halbkreis, von welchem aus kleine Pfade zu den Gebäuden des Häuptlings führen.

In diesen kleinen Pfaden sind wieder seitliche Löcher angebracht, durch die man in die Pflanzungen gelangt.

In Usindja und Uschaschi findet man häufig in der Nähe des Sees kleine Komplexe von 4—6 Hütten, die der Reihe nach durch Euphorbiengebüsch verbunden sind, so daß sie einen kleinen Hof für das Vieh abschließen.

Jede Hütte hat einen Ausgang sowohl nach außen, wie nach dem Hof. Mehrere solcher kleinen Komplexe können auch eine gemeinsame Umzäunung haben. Der dadurch entstandene größere Komplex wird dann ein Dorf genannt.

Auch aus der Umgebung des Nyassa-Sees, aus dem Kondeland, wissen wir, daß die Dörfer schön und sauber sind, mit hübschen Straßen und Plätzen.

Besonders die Umgebung der Station Wangemannshöhe zeichnet sich durch große freundliche Kondedörfer mit schönen Hütten aus.

Zu diesen Dorfanlagen gehören die weiter oben ausgeführten Befestigungseinrichtungen als wichtiger Bestandteil dazu, wenn wir sie auch hier nicht zu wiederholen brauchen.

Ebenso bildet eine besondere Dorfanlage die Verbindung der Rundhütte

mit der Tembe, für die sich keine bestimmte Regel aufstellen läßt. Auch ist sie ebenfalls schon oben näher geschildert.

XI.

Um über die Verteilung der Bevölkerung ein Bild zu erhalten, wollen wir die einzelnen Landschaften des Gebiets nacheinander besprechen und die diesbezüglichen Daten anführen, um zum Schluß eine vergleichende Zusammenstellung zu bringen, so weit dies möglich ist.

Zahlen über die Bevölkerungsdichte unseres Gebiets sind sehr selten. Peters hat in seinem Werke versucht, für das ganze Schutzgebiet die Zahlen anzuführen, soweit sie bekannt sind. Wir müssen uns auch im folgenden an die von ihm gegebenen Zahlen halten. Meist sind es nur ganz rohe Schätzungen, die auf Genauigkeit kaum großen Anspruch haben, aber zu einer Vorstellung der Verteilung der Bevölkerung reichen sie aus.

Die von Baumann über den Nordosten des Schutzgebiets festgestellten Daten sind allgemein die genauesten, wenn sie auch in einigen unwesentlichen Teilen heute besser bekannt sind. Er erhielt sie auch nur durch Schätzungen, die er in folgender Weise durchführte: Er zählte womöglich die Dörfer eines Gebiets, suchte aus einer Reihe von Hüttenzählungen die mittlere Hüttenzahl eines Dorfs und die mittlere Bewohnerzahl einer Hütte. Dadurch erhielt er einen Wert, der der richtigen Bevölkerungszahl ziemlich nahe kam.

In einzelnen Gebieten waren diese Zählungen aber recht schwer durchzuführen, so daß er durch Vergleiche mit bekannteren Gegenden seine Mittelwerte aufstellen mußte.

Wir betrachten zunächst den nördlichen Küstenstreifen von der englischen Grenze bis zum Pangani mit dem dazu gehörigen Hinterland Vigo und Bondei.

Die Küste ist teilweise unbewohnte Mangroveküste, dann aber hat sie bewohnte Strecken mit kleinen und mittleren Siedelungen, außerdem die beiden Städte Tanga mit 4000 Einwohnern und Pangani mit 10 000 Einwohnern. Erstere hat einen vorzüglichen Hafen.

Das ganze Gebiet hat 2800 qkm und rund 60 000 Einwohner, also eine mittlere Volksdichte von 21,4.

Dies ist für europäische Verhältnisse nur wenig, trotzdem ist das eine der höchsten Bevölkerungszahlen unseres Gebiets. Ohne die beiden Verkehrsstädte Tanga und Pangani wäre die Dichte immer noch 16,4; eine Zahl, die wir nicht allzu oft wieder erhalten.

Das 5000 qkm umfassende Bergland von Usambara schätzte Baumann auf 17 500 Einwohner. Er zählt 64 größere Dörfer mit im Durchschnitt 40 Hütten und 116 kleinere mit je 8 Hütten. Die Bewohnerzahl der Hütten ist 5 daraus erhielt er seine Zahl. Nun wird von der Missionstation Mlalo behauptet, die Zahl 8 für die Hüttenzahl der kleineren Dorfer sei zu niedrig gegriffen. Peters setzt deshalb die Bewohnerzahl von Usambara auf 20 000, was einer Dichte von 4 entspricht, während Baumann, der einen Flächeninhalt von nur 4620 qkm in Rechnung zieht, die Dichte 3,8 angibt. Der

Unterschied ist kein bedeutender. Usambara gehört mit dem benachbarten Pare zu unsern besten Kulturgebieten, aber durch die Einfälle der Massai sind nur die höheren Kämme und Hänge bewohnt, wo dann eine dichte Bevölkerung in Dörfern sich zusammendrängt.

Ähnlich ist es auch in Pare. Hier war die Hütten- und Dorfzählung durch das Vorwiegen der Einzelsiedelung erschwert. Durch Vergleich mit Usambara wurde die mittlere Dichte 4 festgesetzt, was jedoch für das etwas niedrige Mittelpare zu hoch ist. Dieses wird von den Seewinden weniger erreicht, ist deshalb trockener und dünner besiedelt. Eine Dichte von 2,5 ist hier ermittelt worden.

Südpare hat 1050 qkm Fläche mit 4200 Einw., Mittelpare hat 400 qkm Fläche mit 1000 Einw., Nordpare hat 400 qkm Fläche mit 1600 Einw. Ganz Pare hat also auf 1850 qkm Fläche 6800 Bewohner, also eine Dichte von 3,7.

Ein sehr strittiges Gebiet ist die Siedelungszone des Kilimandscharo. Hans Meyer legt die Siedelungen zwischen 900 m und 1900 m Höhe. Durch Weglassen des nach ihm unbewohnten Nordwestens erhält er 800 qkm, auf die er eine Bevölkerung von 60 000 Menschen verteilt. Für Peters ist die Fläche ebenso gut wie die Bewohnerzahl zu niedrig. Er rechnet die besiedelungsfähige Zone bis 3900 m Höhe. Eine Bevölkerungszahl von 114 500 Mann erhält er, indem er nach Vergleich mit unsern Verhältnissen auf jeden waffenfähigen Mann 10 Bewohner rechnet. Diese 114 500 Menschen verteilt er nun nicht auf die tatsächlich bewohnte Zone von 800 qkm, sondern auf 2400 qkm besiedelungsfähige Zone und erhält so eine mittlere Dichte von 47,7. Auf den ganzen Kilimandscharo verteilt, würde die Dichte nur 30 betragen.

Dagegen erhält Meyer eine Dichte von 75, die der Provinz Brandenburg ohne die Stadt Berlin entspräche. Durch das Vorherrschen der Einzelwohner können wir uns hier die Verteilung ziemlich gleichmäßig denken.

Entsprechend dem engen Zusammenwohnen ist der Ackerbau auf einer hohen Stufe und wird durch Düngung und großartige Bewässerungsanlagen unterstützt.

Zu den bis jetzt behandelten Gebieten gehört noch ein Steppengebiet von ansehnlicher Ausdehnung südwestlich von Pare zu beiden Seiten des Pangani. In diese Steppe gehören einige Oasen, Kahe und Arusha-Tschin, die gut bewohnt sind. Zwischen Arusha-Tschin und dem Litema-Gebirge ist sie unbewohnt. Die übrigen Teile der Kilimandscharo-Niederung werden von schweifenden Massai und Wandorobbo belebt, nach Baumann etwa 2500, nach Johannes gegen 6000. Für das ganze Steppengebiet, einschließlich der Umba- und Panganisteppen erhalten wir daher eine sehr geringe Dichte. Nach Baumann sind auf 26 450 qkm nur 4000 Bewohner verteilt, also eine Dichte von 0,15. Rechnen wir mit Peters die etwa 10 000 Bewohner der Merugegend dazu, sowie statt 2500 Massai deren 6000, so haben wir rund 28 000 qkm mit 16 500 Bewohnern, also eine bessere Dichte von ungefähr 6.

Damit sind die nordöstlichen Gebiete abgeschlossen. Genaue Berichte können nicht gegeben werden, da es in manchen Gegenden noch nicht möglich war, die Bevölkerung nur zu schätzen. Trotzdem sind dies diejenigen Gegen-

den von denen wir am allermeisten wissen. Über die folgenden Gebiete haben wir fast durchweg nur rohe Schätzungen nach dem Gefühl, zum großen Teil auch gar keine Zahlen.

Die Grabengebiete.

Westlich vom Kilimandscharo-Gebiet kommen wir in das Gebiet der großen Grabeneinsenkung, die sich von Norden nach Süden durch das ganze Gebiet zieht und zu der auch der weiter westlich liegende Wembere-Graben gehört. Die nördlichen Teile dieses Grabengebiets erstrecken sich vom Kilimandscharo bis zum Zuflußgebiet des Viktoria-Sees und von der englischen Grenze im Norden bis nach Ugogo. Dieses ganze Gebiet umfaßt 112 000 qkm Fläche.

Die östliche Hälfte ist fast ganz erfüllt von der Massaisteppe, einer fast unbewohnten Fläche von etwa 50000 qkm. Eine Schätzung der hier schweifenden Massai und Wandorobbo ist kaum denkbar. Durch das ganze Gebiet zerstreut liegen eine Menge kleiner Erhebungen, die für den Reisenden als Wegmarken von Bedeutung sind. An einigen von bedeutenderer Höhe findet sich auch manchmal ständiges Wasser, an das sich in der Trockenzeit die Bewohner zurückziehen.

Peters versucht trotz alledem eine Zahl zu geben, indem er willkürlich die Dichte 0,2 annimmt und daraus ungefähr 10 000 Bewohner findet. Nach andern Berichten ist diese Zahl aber noch zu hoch.

An der englischen Grenze haben wir beim Eintritt des Grabens in das deutsche Gebiet die Landschaft Nguruman, von Wakuafi bewohnt. Diese Wakuafi sind den Massai verwandt, haben sich aber dem Ackerbau zugewendet. Von hier zieht sich nun am Rand des großen Grabens, der die Winde auffängt und daher besser befeuchtet ist, eine Reihe fruchtbarer, teilweise dicht bewohnter Landschaften südwärts. Der obere Rand hat Buschwald, streckenweise noch Urwald.

Südlich von Nguruman kommen wir in die von Wassegeju bewohnte und gut bebaute Landschaft Ssonjo, die sich an den Nordrand des öden Natron-Sees anschließt. Weiter südlich durch unbewohntes, von Urwaldparzellen durchsetztes Gebiet zu dem fruchtbaren feuchten Plateau von Mutyek, im Norden des Manyara-Sees, von Watuturu bewohnt. In dem mäßig bewohnten Iraku treffen wir auf die ersten Temben. Auf dem Ostrand, gegenüber Iraku liegt das fruchtbare Ufiomi, dessen Bewohner, die Wafiomi, den Massai verwandt sind, aber ebenso wie die Wakuafi und Watuturu Ackerbauer geworden sind. Sie bewohnen noch außer Ufiomi Teile von Iraku, das Hochland von Uassi und Burungi.

Eine interessante Landschaft ist Umbugwe am Südende des Manyara, in öder baumloser Salzsteppe. Die ziemlich zahlreichen Wambugwe sind ebensowohl Ackerbauer als Viehzüchter. Sie sind der einzige Stamm, der sein Vieh erfolgreich gegen die Massai verteidigte. Im eigentlichen Umbugwe, d. h. am See haben sie ihre Temben und Weiden, während ihre Felder weiter südlich und östlich auf fruchtbarerem Gebiet liegen.

Ziemlich bevölkert ist die fruchtbare Landschaft Mangeta am Abhang des gut bewässerten Guruibergs, noch besser das gut bebaute Irangi, dessen Mittelpunkt der größere Ort Kondoa ist. Die Landschaften Ussandaui und Turu sind wieder weniger dicht bewohnt, gehören aber noch zu den besseren Gebieten.

Baumann, der wohl der beste Kenner all dieser Gebiete ist, gibt für die Bewohner folgende Zahlen:

Wambugwe	3000	Menschen
Wassandani	4000	„
Wairangi	4000	„
Wafiomi	3000	„
Mangati	3000	„
Iraku	5000	„
Wanyaturu	4000	„

Nehmen wir hierzu noch die Landschaften Nguruman mit 3000 und Ssonyo mit 5000 Einwohnern, so ergibt dies für das bisherige Gebiet 34 000 Menschen. Dabei sind kleinere nicht bewohnte Gebiete vernachlässigt.

Westlich von diesem Graben ist das Gebiet des Wemberegrabens, zu dem der Eyassi-See gehört. Alle diese Grabenseen haben salziges oder brackisches Wasser. Der größere Teil des Grabens wird von der unbewohnten Wemberesteppe erfüllt, deren südliches Gebiet in der Regenzeit fast ganz überschwemmt ist.

Am Ostrand liegen die fruchtbaren Landschaften Issansu, Iramba, Kinangiri und Ussuri, die nach Stuhlmann dicht bevölkert sind. Nördlich der Wemberesteppe ist wieder Steppenland, das erst von Wanege bewohnt ist, später von Massai. Einzelne Stellen darin sind dicht bewohnt, wenn durch eine Erhebung des Bodens eine bessere Bewässerung entsteht. Dazu gehört die gut angebaute und mäßig dicht bewohnte Landschaft Meatu.

Die Gesamtsumme der Bewohner des Wembere-Grabengebiets wird auf 10 000 geschätzt, wobei die Landschaft Iramba allein die Hälfte bekommt.

Mit unsern vorherigen Daten zusammen erhalten wir also für das ganze nördliche Grabengebiet von 112 000 qkm Fläche eine Bevölkerung von rund 50 000 Bewohnern, wobei wir wegen der zu hoch genommenen Zahl der Massai uns eine Abrundung erlaubten. Ohne die Massaisteppe wird das Verhältnis etwas günstiger. Auf 62 000 qkm kommen 44 000 Menschen, also statt einer Dichte von 0,44 pro qkm eine solche von 0,71. Diese niedere Zahl ist dadurch zu erklären, daß wir nur die fruchtbaren Landschaften aufgezählt haben, die eine viel dichtere Bevölkerung haben.

Wenn wir die dazwischenliegenden, sehr dünn oder gar nicht bewohnten Gebiete vernachlässigen, dürfen wir für das übrigbleibende bewohnte Gebiet eine Dichte von wenigstens 2 ansetzen, die etwas mehr den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen dürfte.

Viktoria-Seegebiet.

Im Gebiet des von der Nordgrenze durchschnittenen Viktoria-Sees haben wir eine Reihe ganz getrennter Staaten und Landschaften zu betrachten.

Wir werden vom Norden anfangend über den Osten und Süden zum Westen gehen.

Die nördlichste Landschaft des Ostrandes, die noch ins deutsche Gebiet fällt, ist Schaschi oder Uschaschi, deren östlichster Distrikt Ikoma noch an das Maissaigebiet grenzt. Wir kommen hier wieder in das Gebiet reiner Kegelhütten, während in dem größeren Teil des Grabengebiets Temben und Rundhütten, stellenweise, wie in Iraku und einigen südlicheren Landschaften, nur Temben sind.

Uschaschi und das südlich angrenzende Ussukuma sind die Gegenden, in denen die Dörfer sich in die Granitfelsgruppen auf den Hügeln hineinbauen. Besiedelung ziemlich dicht. Am Seeufer sind Gegenden sehr dichten Wohnens, im Bezirk Nassa und den angrenzenden Bezirken.

Die Nordostecke des Spekegolfs ist wegen der Massai dünn bewohnt; hier zogen sich die Bewohner in die vom See etwas entfernten Hügelgebiete zurück. Verlassene Massailager sind hier keine Seltenheit.

Die Landschaft Ngoroine im Norden ist besonders fruchtbar und gut besiedelt.

Ussukuma hat dieselben Dorfanlagen wie Uschaschi in seinem nordöstlichen Teil. Es ist streckenweise bewohnt, fruchtbare und bewässerte Teile wechseln mit Steppenstreifen ab. Trotzdem darf man die mittlere Dichte auf 7 pro qkm anschlagen.

Hierher gehört auch politisch die schon früher erwähnte Landschaft Meatu. Im südlichen Teil treten Temben auf. Im Norden an der Muanza-Bucht liegt die kaiserliche Station Muanza mit dicht bewohnter Umgebung.

Westlich von Ussukuma ist die Landschaft Usindja, fast durchweg Waldlandschaft. Das Ufer für Landung ungünstig. Weit hinausreichende Papyrussümpfe machen die Gegend ungesund. Deshalb ist am Ufer die Besiedelung weniger dicht, als im dahinterliegenden Waldgebiet, das zugleich den notwendigen Schutz gewährt. Nur kleine, aber gut befestigte und versteckte Dörfer. Auch die vorgelagerten Inseln sind bewohnt, sowie die etwas entfernter liegende Insel Ukerewe, deren Bewohner den Wasindja verwandt sind.

Daran schließt sich der reich bewohnte und bebaute fruchtbare Distrikt Ussui, aus einem östlichen und einem westlichen Teil bestehend, die durch ein ganz unbewohntes Gebiet getrennt sind.

Am Ostufer zieht sich das Gebiet von Kisiba der ganzen Länge nach herab. Es ist ein gut bewässertes, von tiefen Spalten durchzogenes Plateauland, dessen Täler feucht und ungesund, während auf den Höhen schöne Bananenwälder sind. Hauptsiedelungszone sind diese Bananenwälder in einiger Entfernung vom See. Der Plateaurand ist fast unbewohnt. In den Wäldern wohnt die Bevölkerung sehr dicht. Ausgedehnte Bananenpflanzungen sind bei den Siedelungen. Im Bezirk Kyamtwara sammelt die Station Bukoba eine

dichtere Bevölkerung am Uferrand, während sonst die Siedelungen entfernt vom Ufer auf den ansteigenden Gehängen bleiben.

Westlich von Kisiba, über dessen Bevölkerungszahl verschiedene sehr differierende Angaben bekannt sind, liegt Karagwe, das nirgends an den See reicht. Es ist ein bergiges felsiges Hochland von 1500 m Höhe. Ein großer Teil ist unbewohnte Wildnis. Herrschende Klasse wie in Kisiba die Wahuma. Ihre Siedelungen sind offene, frei liegende kleine Komplexe. Sie treiben auch Viehzucht. Die Orte Kifumbiro und Kitengule ziehen sich längs des Kagera weit hin. Die Ureinwohner wohnen vereinzelt in versteckten Hütten. Die Besiedelung ist mäßig dicht.

Noch weiter westlich kommen wir zu dem noch weniger bekannten Ruanda, das mit Urundi einen der fruchtbarsten und bestbesiedeltsten Teile unseres Gebiets vorstellt. Die Bewohner leben in kleinen Dörfern in Bananenhainen. Das Gebiet ist Hochland, sehr grasreich, gut bewässert, aber baumlos.

Urundi trägt genau denselben Charakter. Bei der Nilquelle, die an der Grenze der beiden Staaten liegt, ist ein dicht bewohntes kleines Plateau.

In Urundi lebt ein Zweig des Zwergstammes der Watwa.

Fassen wir jetzt noch einmal die Völker des Viktoria-Gebiets übersichtlich zusammen mit Beifügung der verschiedenen geschätzten Bevölkerungszahlen.

Stuhlmann gibt für den Westen außer Ruanda, Urundi und Ussui, also für Kisiba, Karagwe und den zugehörigen Teil von Usindja rund 300 000 Menschen an.

Von Rindermann haben wir folgende Zahlen:

Kisiba	74 000 (?)
Karagwe	100 000
Bukome (Teil von Usindja)	20 000
Kiumani (Teil von Usindja)	10 000
Ussui	40 000
Urundi	100 000
Ruanda	100 000

Diese Zahlen sind jedenfalls ziemlich unsicher. Gibt doch Herrmann auf Grund genauerer Einteilung und Schätzung für Kisiba allein 150 000 Menschen an, also ungefähr doppelt so viel als Rindermann.

Nach dieser Schätzung mit Einschluß des von Herrmann angegebenen Wertes erhalten wir für den Westen des Gebiets allein 500 000 Menschen, aufgerundet, was einer Dichte von 6 auf den qkm entsprechen kann.

Peters benützt für die einzelnen Gebiete folgende Mittelwerte von Baumann:

Osten des Sees	4
Ussukuma	7
Usindja und Ussui	4
Urundi und Ruanda	7

Dazu nimmt er für den übrigen Westen 7 als Dichte an, und gewinnt daraus eine mittlere Dichte von 6 pro qkm. Daraus erhält er für die 95 000 qkm des ganzen Gebiets 570 000 Einwohner.

Indes sind diese Werte von Peters für einen Vergleich weit besser geeignet, als die nackten Zahlen ohne Flächenangabe bei den andern Daten.

Aus den Zahlen geht direkt die Begünstigung des Westens vor dem Süden und Osten hervor, die durch die Südostpassate hervorgebracht wird, die beim Ansteigen auf der Westseite reichlichen Niederschlag geben, während die Ost- und Südseite nur wenige Niederschläge hat. Die Ausnahmestellung Ussukumas, dessen Dichte vielleicht etwas zu hoch angenommen ist, erklärt sich aus einem häufigen Vorkommen kleiner Erhebungen. Ferner ist die Besiedelung durch die fleißigen und intelligenten Wanjamwesi stets eine Bürgschaft für gute Ausnützung des Bodens und dadurch für dichtere Besiedelung.

Gebiet des Tanganjika-Sees.

Der Tanganjika See wird uns ein etwas anderes Bild bieten. Nur seine Ostseite fällt in deutsches Gebiet, also die von den Niederschlägen weniger begünstigte Seite. Dem entsprechend treffen wir auf der Ostseite eine Reihe Steppenlandschaften.

Im Nordosten haben wir noch einen Teil des schon oben besprochenen Urundi, das bis ins Flußgebiet des Mlagarassi reicht. Dort fand Baumann im Wald die Pfahldörfer der Warundi.

Udjidji ist eine fruchtbare, gut bewohnte Landschaft, deren Ufer von Fischern und Bootsleuten bewohnt ist.

Weiter östlich ist das Gebiet von Uha, das über den mittleren Mlagarassi und seine Zuflüsse wegzieht. Gut bewohnt und fruchtbar in seinem südlichen Teil.

Moinsa umfaßt den Unterlauf des Mlagarassi, gut bebaut und besiedelt. Es hat großen Handel mit Salz.

Kawende ist meist von unstät lebenden Jägern bewohnt.

Ufipa ist mäßig bewaldet und bewohnt, es zeichnet sich durch große Dörfer aus.

Das weiter östlich liegende Ugalla gehört eigentlich schon zu Unjamwesi, das am Schlusse zusammengefaßt wird.

Ukonongo ist meist Steppe oder lichter Wald, es ist noch wenig erforscht.

Östlich des Südendes liegt der Rikwa-See im Rikwa-Graben. Seine Westufer sind gut bebaut und besiedelt.

Südlich davon ein durch die Wabena ganz verwüstetes und entvölkertes Gebiet. Gegen den Nyassa-See zu die dünn bewohnte Nyika.

Weiter östlich vom Tanganjika-See, über die eben genannten Landschaften hinweg kommt man nach Unjamwesi, das die Hochfläche westlich des großen Grabens vom Viktoria-See bis Ussango einnimmt. Es zerfällt in eine Reihe Landschaften, zu denen auch Ussukuma gehört, das schon behandelt ist. Wo diese Hochfläche, die überall fruchtbaren Boden hat, auch genügend Feuchtigkeit besitzt, ist sie gut besiedelt und wird von den intelligenten Bewohnern gut bebaut. Doch sind ständige Gewässer sehr selten, und wenn die Wanjamwesi nicht verständen, die Stellen auszusuchen, wo eine Tonschicht im Boden Grundwasser anstaut, würde mancher heut gut bebaute Teil des Landes unbewohnt sein.

Die Wanjamwesi wohnen in großen befestigten Dörfern. Durch die Araber ist bei ihnen die Verbindung von Rundhütte und Tembe eingeführt worden, die gegen Feuerwaffen besser zu verteidigen ist, als nur die Rundhütte.

Die Hauptlandschaften sind

Usambiro mit der Hauptstadt Nyambarri.

Ufioma, dessen Hauptort Serombo nach Stanley 5000 Bewohner zählte.

Ugomba, mit der Residenz Mlamiras, die stadtähnlich aufgebaut ist.

Urambo, mit den größten Dörfern und schönsten Hütten, am dichtesten bewohnt.

Unjamnjembe, mit Tabora, meist Waldland.

Ugunda, nahe Ugalla, beide wenig bewohnte Steppengebiete.

Im ganzen ist Unjamwesi mäßig bewohnt, größere unbewohnte Gebiete fehlen, dagegen sind Gebiete mit ganz dichter Bevölkerung da.

Peters setzt für das ganze Tanganjikagebiet mit Unjamwesi, das 257 600 qkm umfaßt, 1 500 000 Menschen, also eine Dichte von beinahe 6 pro qkm, was ziemlich hoch, wenn man die dünne Besiedelung großer eingeschlossener Gebiete in Betracht zieht.

Die Gebiete dichterer Besiedelung sind die Randgebiete am See, sowie Unjamwesi, während die zwischen ihnen liegenden Striche ziemlich dünne Besiedelung zeigen.

Das Zwischengebiet.

Da wir in unsern Zahlen für die meisten Gebiete nur das Petersche Werk als Quelle haben, halten wir uns auch an die von Peters gebrauchte Reihenfolge und behandeln jetzt die Zwischengebiete. Diese umfassen Ugogo, Ussangu, Ussagara, Ukami, Nguru, Matenge, Uhehe, Khutu und Ubena.

Ugogo ist in zahllose kleine Gemeinden zersplittert. Die Ansiedelungen, die aus kleinen Tembedörfern bestehen, liegen wie Oasen auf dem savannenähnlichen Gebiet. In tiefen Löchern wird Wasser gesammelt, und um dieses Wasser gruppiert sich das Dorf. Trotzdem ist das Land nicht dünn bewohnt. Am Bubufluß liegen die Siedelungen dicht beisammen, in langen Reihen, die von Norden nach Süden ziehen. Ebenso ist die Landschaft Muhalalla im Nordwesten dichter besiedelt. Der dicht bewohnte Bezirk Mpapua mit der wichtigen Stadt gleichen Namens ist vom Hauptland durch die ganz trockene unbewohnte Marenga mkali abgetrennt.

Südwestlich von Ugogo ist Ussangu vom Ruaha und dem Kisigo durchflossen, mit gutem Boden und genügendem Niederschlag. Im ganzen ein fruchtbares Gebiet voll Spuren früher Siedelungen, jetzt aber fast ganz unbewohnt, eine Folge der räuberischen Einfälle der Wahehe.

An den Distrikt Mpapua schließt sich südlich das Bergland von Ussagara an, eins der fruchtbarsten Länder Ost-Afrikas. Die Bergzüge bilden in ihrem östlichen Teil eine Wand, an der die Seewinde ihre Feuchtigkeit niederschlagen müssen. Dadurch und im Verein mit dem guten Verwitterungsprodukt des Gneisbodens wird die Fruchtbarkeit des Landes gebildet. Das ganze Gebiet ist dicht bewohnt, die Hänge sowohl als die Flußtäler. Es ist zum großen Teil bewaldet. Im Osten fällt das Gebirge steil ab in die trockene Makataebene, die an den Rändern, wo die von den Bergen herabgeschwemmten Stoffe liegen bleiben, sowie an den Ufern des Flusses dicht bewohnt ist. Die übrigen Teile sind unbewohnt.

Im Norden von Ussagara ist steiler Abfall gegen die Massaisteppe.

Westlich davon liegt Ugogo, östlich das Gebirgsland von Nguru. Diesem ist die fruchtbare, mäßig bewohnte Landschaft Gedja vorgelagert.

Nguru erhebt sich bis zu 2000 m und ist ebenfalls den Seewinden ausgesetzt. Deshalb haben wir gute Bewässerung und auch gute Besiedelung, die jedoch aus Schutzbedürfnis die höheren Gegenden vorzieht. Im Norden sind einige Strecken durch die Massai entvölkert. Ein größerer Ort ist Mhonda im Süden.

Von Nguru kommt man in südlicher Richtung über die Makataebene zum Bergland von Ukami. Ein wasserreiches Gebiet bis zu 3800 m Höhe. Guter Boden ist durch den Gneis überall verbreitet. Der nördliche Teil dichter bewohnt als der südliche. Die Schutzlage ist ebenfalls hervortretend wie in Nguru. Die Dörfer kleben wie Nester an den steilen Hängen. Das Gebiet ist dem Bergland von Usambara ähnlich, aber es ist noch besser bewässert, noch fruchtbarer, und dichter besiedelt. Es wurde von einem Pater Horner auf 250 000 Einwohner geschätzt.

Südlich davon Khutu, aus zwei Teilen bestehend. Der nördliche, die Kisakiebene, von den Niederlassungen der Wakhutu bedeckt, allerdings in mäßiger Dichte. Der südliche Teil ist von Mafiti besetzt.

Mahenge ist im Westen ein reich bewässertes sumpfiges Flachland. Hier bildet der Ulanga jene fruchtbaren Inseln, die im Sommer bewohnt und bebaut, im Winter, d. h. in der Regenzeit überschwemmt sind. Im Osten hat es steppenähnlichen Charakter.

Uhehe ist ein hügeliges Hochland von 1200—1500 m Höhe, in dem einzelne Ketten noch 300 m höher steigen. Auf den Hängen und Kämmen ist selten Wald. Die Täler der Randgebirge sind für Plantagenbau geeignet. Im Innern wird Ackerbau und Viehzucht getrieben. Die eigentlichen Wahehe wohnen in Temben. Am Randgebirge kommen auch Rundhäuser vor, die stets von einer Familie bewohnt werden. Bevölkerungszahlen sind kaum annähernd zu geben. Bevölkerung nicht dicht. Im Innern mehr einzelne Temben, aber auch große Tembestädte.

Uhehe ganz ähnlich ist Ubena.

Wenn wir die ganzen Gebiete wieder zusammen überschauen, so haben wir dichte Bevölkerung in den Gebirgsländern Ussagara, Ukami, Nguru und in Ugogo. Uhehe ist weniger dicht besiedelt. Doch bilden die Flußtäler des Rufiyi, Ulanga und Ruaha wieder Gebiete größerer Volksdichte.

Peters setzt für das gesamte Gebiet die Dichte 8. Er rechnet damit auf die ganze Fläche von 135 000 qkm 1 080 000 Menschen.

Auch hier ist wieder diese Dichte ein sehr unvollkommener Ausdruck für die Bevölkerungsverhältnisse. Wenn die Schätzung des Paters Horner richtig ist, so hat Ukami, das vielleicht den zwanzigsten Teil der Fläche hat, den vierten Teil der Bewohner, während von dem Rest weitaus der größere Teil auf die Gebiete von Ussagara, Nguru und Ugogo fällt. Ein großer Teil des Gebiets ist Steppe, ungefähr ein Drittel. Bringt man diese in Abrechnung, so wird die Durchschnittsdichte etwa 12 betragen. Diese wird sich dann wieder auf die einzelnen Teile verteilen.

Der Süden.

Östlich vom Nyassa-See erhebt sich das Plateau der Wangoni, ein gesundes Grasland. Es zerfällt in einen nördlichen Teil von etwa 3000 qkm und 60 000 Bewohnern etwa. Eine Dichte von 20 pro qkm ergibt sich daraus. Im südlichen Gebiet dieselben Verhältnisse. Der obere Rovuma verdichtet die Siedelungen nicht. Dem Hochland sind einige Berge aufgesetzt, von denen mehrere kleine Gewässer zum See und zum Luvegu abfließen. Im südlichen Teil entspringt der Rovuma.

Die östlichen Randgebirge des Sees selbst sind wegen der Wangoni sehr schwach bewohnt. Die Siedelungen suchen alle möglichen Verstecke. Zum Teil bauen sie sich auf Pfählen in den See hinein oder sie wandern aus auf die kleinen vorgelagerten Inseln.

Die nördlichen Teile sind fast unbewohnt. Ebenso wohnen die scheuen, von allen Seiten bedrohten Wakinga sehr dünn.

Im Norden des Sees ist das schöne fruchtbare, reich bewohnte Kondeplateau, etwa 50 000—75 000 Einwohner. Schöne Dörfer mit sauberen Straßen und hübschen Hütten. Reiche Viehherden in besonderen Ställen zeichnen dies Gebiet vor allen andern aus.

Die Gesamtvolkszahl des Nyassagebiets ist etwa 200 000.

Im ganzen ist diese Zahl klein. Man muß aber bedenken, daß außer dem Kondeland das ganze Gebiet unter dem entvölkernden Einfluß der Wangoni steht. Die Siedelungsverhältnisse sind also keine natürlichen.

Das Küstengebiet.

Es bleibt uns jetzt noch der fehlende Küstenstreifen zur Betrachtung übrig. Streckenweise ist es nur ein schmaler Streifen, der noch zu besprechen ist.

Zunächst nehmen wir den mittleren Teil in Angriff. Er umfaßt die Gebiete Usegua, Udoe, Ukhwere und Usaramo, also den Küstenstreifen vom Pangani bis Rufiyi. In Usegua haben wir noch eine genauere Schätzung für den nördlichen Teil von Baumann. Nach seinen Hüttenzählungen erhält er auf 10 000 qkm 68 000 Einwohner, also eine Dichte von 6,8. Peters, nach seiner Tendenz, daß man die Volkszahlen im Ostafrikanischen Schutzgebiet in den vorhergehenden Jahren stets unterschätzt habe, nimmt 8 pro qkm

als mittlere Dichte an. Er erhält für 11 200 qkm 89 000 Bewohner. Für das Hinterland von Bagamoyo, Ukhwere, setzt er nur die Dichte 6. Das Gebiet hat 5600 qkm, also rund 34 000 Einwohner.

Usaramo ist nicht dicht bevölkert, es hat gegen das Innere zu Steppencharakter. An der Küste dichtere Besiedelung.

Dicht wohnen die Wasaramo im Tal des Rufiyi und des unteren Kingani. Im Rufiyi wird Fischfang getrieben. Kleine Flußinseln sind von Fischern bewohnt.

Mafitieinfälle, Krankheiten und die Sitte des Kindertötens haben die große Bewohnerzahl erniedrigt. Eine Dichte von 4 findet Peters fast noch zu hoch. Für 14 000 qkm Gebiet gibt dies 56 000 Einwohner.

Die Insel Mafia, die vorgelagert ist, ist an ihren Rändern gut bebaut und besiedelt, im Innern versumpft.

Für das ganze Küstengebiet hätten wir also 180 000 Menschen. Im Norden ist die Küste besser bewohnt, wohl weil sie hafenreicher ist.

Der südliche Teil der Küste hat die Landschaften zwischen Rufiyi und Rovuma und zwischen Küste und Nyassagebiet zu behandeln.

Hier wird die Küste noch hafenärmer. Teilweise ist sie sumpfig und von Mangrovewald gebildet.

Südlich des gut bewohnten Rufiyi-Deltas ist der kleine dicht besiedelte Mohoro-Distrikt. Hierauf kommt ein Streifen Mangroveküste, hinter der die Dörfer der Eingeborenen liegen. Das Dorf Samanga hat 1000 Einwohner Von hier bis Kilwa sumpfige Küste. Das Hinterland ist besser bebaut und bewohnt. Aber bald dahinter tritt Steppe auf. Das Gebiet der Wagindo ist durch Mafiti entvölkert.

Die bedeutendste Stadt des Südens ist Kilwa-Kiwindje mit etwa 10000 Bewohnern. Das etwas weiter südlich gelegene Kilwa-Kissiwani ist trotz seines viel besseren Hafens und trotz seines alten Glanzes nur ein einfaches Suahelidorf.

Das zugehörige Hinterland ist bis auf 20 km von der Küste gut bebaut. Dahinter ist alles unbewohnt aus Furcht vor den Mafiti. Vor 40 Jahren war dies noch ein blühendes gut besiedeltes Gebiet.

Weiter nach Westen liegt die mäßig besiedelte Waldlandschaft Donde.

Von Kilwa bis Lindi wenig fruchtbare Küste, auch dünn bewohnt und hafenarm. Lindi liegt in dicht besiedelter Umgebung. Es hat 4000 Einwohner.

Das weiter südlich liegende Mikindani hat 3000 Bewohner.

Südlich der Mündung des Rovuma liegt noch die Bucht Kionga mit der gleichnamigen Stadt. Den ganzen Küstenstreifen schätzt Peters auf 30 000 Menschen. Er ist also viel dünner besiedelt, als der Norden.

Der Rovuma ist auf beiden Seiten anfangs von Siedelungen begleitet, später treten sie auf das begleitende Plateauland zurück. Im Makondeland, sowie im Makualand sind Steppen dünn besiedelt und auch durch die Mafiti entvölkert.

Das ganze Hinterland dieses Küstenstreifens hat nach Peters nicht mehr als 20 000 Bewohner.

Der ganze südliche Küstenstrich ist also mit Hinterland nur auf 50 000 Einwohner geschätzt. Die ganze vom Pangani bis zum Rovuma genommene Strecke hat dann 230 000 Einwohner.

Im Vergleich mit dem nördlichen Küstenstrich von Wanga bis Pangani steht also der übrige Teil der Küste bedeutend zurück. Bei dem größeren Hafenreichtum des ersteren und der Nähe des fruchtbaren Usambaralandes findet diese Erscheinung leicht ihre Erklärung.

Im Innern finden wir allgemein eine Konzentrierung der Wohnplätze an den gut bewässerten Gebieten. Die weniger gut befeuchteten Gegenden bieten zum Teil, wie Unjamwesi und Ugogo, trotzdem ein erfreuliches Siedelungsbild durch den Fleiß und die Intelligenz und Ausdauer ihrer Bewohner, zum Teil sind sie auch nur dünn bewohnt, wie im Süden, wo infolge der Faulheit der Bewohner und der Räubereien der Mafiti die Besiedelung eine sehr dünne ist.

Die Steppengebiete sind ihrer Trockenheit wegen fast unbewohnt.

Ein besseres Siedelungsbild würden wir erhalten, wenn es möglich wäre, die Wohndichte für die einzelnen Landschaften festzustellen, d. h. die Bewohnerzahl auf den wirklich bewohnten Boden zu beziehen. Dadurch würde manche zwischen den Landschaften liegende, wenig oder gar nicht besiedelte Strecke Gebiets ausgeschieden werden.

Indessen sind heute die Vermessungen und Zählungen noch nicht so weit vorgeschritten und genauere Untersuchungen sind späteren Jahren vorbehalten.

Lebenslauf.

Der Verfasser wurde am 29. März 1878 zu Heidelberg geboren. Nach Absolvierung der Privatschule von Krönlein dortselbst wurde er im Herbst 1887 in die Oberrealschule zu Heidelberg aufgenommen, die er im Jahre 1896 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Er ließ sich hierauf an der dortigen Universität in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät einschreiben, der er bis zu seinem im Frühjahr 1900 erfolgten Staatsexamen für das höhere Lehrfach angehörte. Während einer zweijährigen praktischen Tätigkeit an den Oberrealschulen zu Heidelberg und Karlsruhe beschäftigte sich der Verfasser in seinen freien Stunden ausschließlich mit geographischen Studien. Am 31. Oktober 1902 promovierte er zu Heidelberg in der philosophischen Fakultät. Besonderen Dank muß er Herrn Professor Hettner erstatten, der ihm bei Ausarbeitung dieser Dissertation freundlich beratend zur Seite stand.

Rudolf Horn,
Lehramtspraktikant.

MSH 27432

END OF
TITLE